

VEROAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Catalani die Zweite. Künstlernovelle von E. M. Vacano. (Fortsetzung und Schluß). — Nach Nizza. — Jagdabenteuer (mit Gedicht). — Christine Nilsson (mit Abbildungen). — Ein Pfingstfest. Von Carit Erlar. Deutsch von Emil Jonas. — Praktische Mittheilungen für den Haushalt. (Die Wäsche: Schluß). — Wirtschaftsprüfungen (mit Abbildung). — Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. September. — Schach. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 32. — Auflösungen der Räthsel-Aufgabe und des Königszugs Seite 256.

Catalani die Zweite.

Künstlernovelle von E. M. Vacano.
(Fortsetzung und Schluß.)

Monsieur Duponchel war ruhelos. Er befand sich jetzt fast den ganzen Tag in der Fenice, da er für diese Stagione das Amt eines zweiten Capellmeisters übernommen hatte und den barbiere, in welchem Teresina debütiren sollte, selber dirigiren wollte. Wenn er nicht im Theater war, war er auf der Jagd nach Triumphen für seine Schülerin und „bearbeitete“ alle Kaffeehausbesucher, indem er sie mit Schilderungen des zu erwartenden Debüts fast toll machte.

In solchen Stunden war die gute dicke Signora Boscodetti gern daheim, denn sie schlief doch lieber sitzend als promenirend. Und Teresina war auch gern daheim . . . zu den Zeiten, an den sonnigen Vormittagen, wo der junge Fischereibesitzer Enrico Salio von der Giudecca drüben zu kommen und den kleinen Fischbedarf des Hauses in frischen Stücken selbst zu bringen pflegte.

Es war das eine gar seltsame Aufmerksamkeit von einem so reichen jungen Manne, der ein halb Dutzend Austräger hatte für seine Kunden in den vornehmen palazzi Venedigs. Einst war aber die gute Signora Boscodetti mit ihrer Pflegebefohlenen nach der Giudecca hinübergesahren und hatte in der großen poscheria des alten Salio ihre Bestellung gemacht. Zufällig war im Magazine nicht der Alte, sondern der Junge der beiden Salios anwesend gewesen und hatte mit den Damen verkehrt. Und so kam es, daß am nächsten Tage nicht einer der Austräger der Fischerei, sondern der junge Signor Enrico nach dem Sottoportico ruderte und in zierlichem Netze die branzini selber brachte, Prachtexemplare! . . .

„Er ist ein liebenswürdiger junger Mann!“ hatte die Boscodetti gesagt. „Und die Fische sind so frisch!“

„Er ist so gebildet,“ sagte Teresina. „Man kann über Alles mit ihm sprechen. Man muß seine Liebenswürdigkeit mit Höflichkeit vergelten.“

Und es passierte, daß sie, als Enrico Salio das nächste Mal kam, eben sang und daß Signora Boscodetti ihn einlud, ins Studio zu treten, wo er mit echter Bewunderung und hohem Verständniß dem prächtigen Gesang lauschte.

Und immer, wenn er wiederkam, ward er in den Salon oder ins Studio geführt und war bald ein guter Freund der beiden Frauen, denn der alte Musiker war an Vormittagen stets im Theater beschäftigt.

Enrico Salio war ein schöner, echter Sohn des Meeres, wie man deren in den Heldengestalten des Dogenpalastes sieht. Groß, schlank, von jener eleganten Schlankheit, welche die Anmuth des Mannes ist, die Züge von stolzester Männlichkeit, das Auge voll Güte, das Lächeln voll Liebe, die Stimme voll Melodie, sein ganzes Wesen voll Sieghaftigkeit. So war Enrico. Sein Vater besaß die größte Fischgroßhandlung auf der Giudecca. Da gab es ein stetes

Bringen und Versenden der frischgefangenen Waare, ein Pöckeln und Pöckeln und Verlöthen von Büchsen und Fässern. Die poscheria Salio versah die Delicatessenhändler bis Deutschland hinab mit ihren Waaren. Getrocknete und gedörrte Fische kamen wiederum aus dem Norden und wurden von da in den Süden Italiens expedirt. Alles dies war in ungeheuren Magazinen aufgestapelt, und kleine Dampfer lagen am Quai vor dem Gebäude und wurden befrachtet oder entfrachtet. Der alte Salio war ein rastloser, rühriger, thätiger Venezianer, seine Frau eine rastlose, rührige Venezianerin. Sie hatten sich von kleinauf emporgearbeitet und Enrico, ihr einziger Sohn, glich ihnen ganz im Geschäftseifer. Dabei war er aber, als Sohn reicher Eltern, gebildet in allem Wissen, in allen Gesellschaftskünsten, und keiner Kunst fremd. Daheim arbeitete er rührig mit, lenkte und leitete den Verkehr und war mit Leib und Seele „beim Geschäft“, zwischen Fischern und Trägern; auf der Riva zur Promenadenstunde war er der elegante galant'uomo.

Der schöne Nico hieß er, und manches Glutenaugen blieb auf ihm haften. Aber er war kein „Lebemann“, nur ein fleißiger Geschäftsmann, was die hübsche Signora Borini bedauerte. „Und ein Träumer!“ fügte die lustige kleine Gritta hinzu.

Aber ein Träumer war der frische, fleißige, junge Geschäftsmann früher nie gewesen. Vielleicht war er es seit einiger Zeit, vielleicht war es die Stimme Teresina's, die ihm das Reich der Träume eröffnet hatte, das ja doch eigentlich nur das Reich des Glückes ist, welches wir ersehnen.

Und vielleicht waren es die Besuche Enrico Salio's, die in dem Herzen Teresina's die Freude an dem Glanze, der ihr bevorstand, erblühen machte, an dem Glanze und den Triumphzügen, welche sie so weit, vielleicht auf Nimmerwiedersehen von Venedig, von der Giudecca trennen sollten . . . Und vielleicht mußten es die beiden jungen, schönen, ehrlichen Wesen selber nicht, welche eine Wandlung in ihnen vorgegangen war.

Es kam, wie gesagt, die Zeit immer näher, wo Teresina die Feuerprobe der Fenice bestehen sollte, nachdem sie schon die Feuerprobe der Concerte bestanden hatte. Und mit diesem Herannahen des Debüts wurde es vielleicht klarer in ihnen Beiden und sie erkannten das tiefe Leid der Trennung, noch ehe sie sich die süße Freude der Liebe gestanden.

An einem blauhimmligen heiteren Vormittage, wo alle Fenster des stillen Mietshauses offen standen, kam es zwischen den Beiden zum Sprechen



Nach Nizza.

„vom Herzen.“ Sie waren Beide schon längst gute Freunde geworden in ihrem innersten Wesen, und jetzt, da sie einander zu verlieren fürchteten, war es wie ein drängendes Blühen in ihrem Gemüthe.

Sie saß am offenen Fenster und hatte ihm ihr schönes, junges Gesichtchen zugewendet, wie er vor ihr am Fenster lehnte. Sein stolzes und doch so gütiges Gesicht, das so voll Männlichkeit und so voll Treue und Ehrlichkeit war, dieses von glänzenden blonden Locken umwirrte Gesicht war jetzt wie von einem Schatten überflogen. Die gute dicke Signora Boscodetti stand, schlumpiger als je, in der kleinen Küche über dem Gange, hatte Bratpfannen vor sich und schlief in dem festen Glauben, daß sie einem schlumpigen jungen Küchenmädchen Anordnungen über das Mariniren gebe.

„Nun wird es bald zu Ende sein mit meinen Lieferungen!“ sagte der junge Mann lächelnd, aber mit einem schattigen Ausdruck. „Wie sehr müssen Sie sich schon sehnen nach den Triumpfen der Bühne, Signora! Wie glücklich werden Sie sein — wie oft werde ich an Ihren Glanz denken in unserem Geschäft, bei meiner täglichen Arbeit, obwohl das kühn genug sein wird, denn Sie werden meinem Leben, meiner bescheidenen Umgebung so entfremdet sein durch ihre Berühmtheit . . .“

„Sie werden heirathen,“ sagte sie, „und werden gar keine Zeit haben, an uns herumzigeuernde Komödianten zu denken.“

„Ich heirathen? Nein!“ sagte er einfach.

Es kam wie Rosen in ihre Wangen. „Nicht?“ erwiderte sie. „Aber ich denke, bei einem so großen Geschäft wie das Ihrige ist eine Herrin nothwendig? Eine Frau und Gebieterin des Dienstpersonales?“

„Dafür sind im Nothfalle Tanten da und sonstige Verwandte. Wir Italiener haben immer eine große Verwandtschaft, Signora. Und dann, warum sollte ich nicht allein bleiben?“

„Warum?“ fragte sie.

Er schwieg. Sein braunes Antlitz war wie von Rosen überhaucht. Er blickte mit den großen, sprechenden Augen zu Boden, als wolle sich seine Seele in die Erde vergraben, um ungesehen zu vergehen. Dann warf er den Kopf in die Höhe und sagte mit fester Stimme, die nichts von ihrer gewöhnlichen Süße hatte: „Ich werde glücklicher sein . . . allein.“ Fast bereute er, was er in diesem Worte verrathen.

Sie schaute ihn an, fast schüchtern, und doch lag eine Freude in dieser Schüchternheit. Mit jedem Worte, das die Beiden mit einander sprachen, blühte ihnen ein größeres Verständniß ihres eigenen Herzens auf und dabei erfüllte sie eine immer zagendere Furcht vor dem, was das Andere verrathen könne.

„Wie kann man allein glücklich sein?“ sagte sie. „Ist die Einsamkeit ein Glück?“

Er sagte hastig, wie um sich zu retten: „Ich denke dennoch . . . ich sollte schon oft heirathen . . . ich fand Ausreden. Ich liebe die Freiheit, ich liebe mein Geschäft, ich liebe immer für dasselbe, so wie Sie nur für Ihre Kunst leben. Sie werden jedenfalls die Liebe auch nur als etwas Zufälliges in Ihrem Leben betrachten, Sie werden Ihr Glück in der Vergötterung finden.“

„Und wer sagt Ihnen, daß ich es bin, welche das Leben einer Diva gewählt hat? Daran ist die Stimme schuld. Aber ich habe oft gedacht, es müsse mich erfreuen, wenn ich in einem Hause sagen könnte: Da gehöre ich hin, da werde ich schalten und walten oder dienen, wenn's sein muß, bis ich alt werde, oder bis ich sterbe. Es ist, als sei in mir kein Künstlergeiz. Ich habe so viel Sinn für einen Heimathsort, für ein Haus, für eine Stätte, an welche ich gehöre, daß ich darüber all meine Kunst vergessen könnte. Wenn ich eine Bettlerin an einer Kirchenpforte sitzen sehe, denke ich: auch das ist eine Stätte, sicherer und dauernder als die auf einer Triumpfbühne, und ich beneide sie. Und wenn ich an einem Bauernhause vorüberkomme, da ist mir so weh um's Herz. Und wenn ich sehe, wie Jeder an seinem Heim Freude hat, da denke ich mir: „Wenn ich es doch auch so gut hätte!“

Er hatte ihr mit leuchtenden Blicken zugehört. Mit Blicken, in denen helles Glück leuchtete.

Er sagte mit zitternder Stimme: „Arme Signora!“

„Sie bedauern mich?“ sagte das junge Mädchen.

„Ja.“

„Aber Sie machen dabei ein so glückliches Gesicht . . .“

Er wurde roth. „Es ist nur . . .“

„Sie bedauern mich und Sie freuen sich . . .“

Er sagte sich ein Herz in seiner ehrlichen Weise.

„Verzeihen Sie! Ich bedauere Sie von Herzen. Es gibt keinen Menschen auf der weiten Erde, welcher Ihr Leid herzinniger mitfühlen würde als ich. Aber es freut mich, oder ich war verwundert, daß Sie mich, mich, der ich doch nur ein einfacher Geschäftsmann bin, für würdig hielten, mir Ihr Herz zu erschließen . . . Ihr Bangen, Ihr Leid, es macht mich glücklich, jetzt mehr als je, wo mir selbst so bang zu Muth ist. Und wenn wir jetzt scheiden, wenn Sie jetzt in die Ferne ziehen, bleibt mir eine Freude, die mich auf

allen meinen Wegen, im Geschäft, in der Arbeit, in der Niedrigkeit des Lebens begleiten wird: der Gedanke, daß Sie mich so hochstellten, mit mir zu sprechen wie mit einem Freunde.“

„Wußten Sie denn nicht, daß Sie es sind?“ sagte sie unvorsichtig und ihr ganzes Herz lag in ihrer Stimme. Sie reichte ihm ihre beiden Hände. Er zitterte, als er dieselben erfaßte. „Ihr Freund!“ sagte er mit Thränen in der Stimme. „O Himmel, mir ist, als träume ich. Sie beschenken mich so reich! Wie soll ich dies Glück in meinem Herzen bergen?“

„Und waren Sie vordem nicht glücklich?“

„Nein!“ sagte er so jauchzend, daß sie seine ganze Liebe fühlte und die ihrige dazu. „Die Welt war mir so eng wie ein Grab. Ein Leben, das ich selber wählte, führte ich, wie es meine Eltern vor mir gewählt hatten, in dem einzig ich mich heimisch und werthvoll fühlte, in dem ich etwas wirken kam. Ich bin im Geschäft so froh, es erfüllt mein ganzes Dasein, ich werde nie davon lassen können . . . Als ich aber Sie kennen lernte, da fühlte ich deutlich, daß es andere, größere Lebensziele gebe, eine Pracht, eine Herrlichkeit, wie ich sie bis dahin nicht gekannt. Zürnen Sie nicht, wenn ich Ihnen sage, daß meine Seele eine große Leidenschaft erfüllt. Weiß ich doch, daß ich nie an Sie denken darf wie an ein Wesen, welches mir gleichgeboren, mir nahe ist. Und daß Sie es nicht waren, das machte mir das Leben so dunkel, so armselig. Und jetzt haben Sie mich so hoch erhoben — ich bin Ihr Freund. Dieses Bewußtsein wird mir mein Leben reicher machen, als ich je gedacht. Ich werde nie heirathen. Jetzt weniger als je, denn ich werde das kleine Glück nicht nöthig haben neben dem großen. Und wenn ich an die weite Welt voller Glanz und Freude denke, wird es mir sein, als falle ihr schönster Schein in mein Dasein. Der Himmel segne Sie dafür! Ich bin so glücklich, daß Worte es nicht zu sagen vermögen, daß mein ganzes Leben nicht ausreichen wird, um Ihnen zu danken für die Rettung desselben.“ Er hielt ein. Sein ganzes Herz lag in seinen Worten. Er weinte, mit all der Kindlichkeit des echten Italieners, und sie legte ihre Hände auf ihre Brust und sagte:

„Glauben Sie denn nicht, daß auch ich mich daheim und geborgen fühlte in den Stunden, welche wir mit einander verbrachten, und daß auch ich gedacht habe, was werde ich mit mir nehmen in die wüste, wenn auch noch so glänzende Laufbahn, die sich mir eröffnet? Und jetzt nehme ich das Bewußtsein mit, daß mir in Ihrem Herzen ein Gedenken lebt. Und wenn Sie in Ihrem arbeitssamen, fleißigen Schaffen an die Künstlerin denken werden, dann wird die Künstlerin in ihrem lärmenden, ewigen Ringen nur eine einzige Seelenzuflucht haben, nur ein Denken: an das Haus, in welchem Sie walten, an das Glück, das mir nie werden sollte und das Sie besitzen werden.“ Auch sie schwieg in Thränen.

Er war wie berauscht vor Freude und Weh. Er konnte nicht anders, als daß er ihre zitternden Hände ergriff und dieselben an seine Lippen drückte. Es war todtenstill um die beiden jungen Wesen. Die Natur draußen war so friedvoll ruhig und doch war es, als töne es durch den ganzen großen Weltraum: „Ich liebe dich!“ wie ein Jubel, wie eine Klage, wie das Springen der ersten Frühlingsknospe.

Ich liebe Dich!

Niemand sprach es. Und zwei Herzen wußten es.

Die Lippen suchten einander und konnten sich doch nicht finden. Im Labyrinth des Daseins verloren, suchten sich zwei Herzen, die so nahe aneinander schlügen.

Es gibt so traurig süße Augenblicke!

Er riß sich los und schied von ihr.

Es war wie ein Klingen in der Welt an diesem Abende, daß viele Leute unwillkürlich zum Himmel blickten und sagten: „Welch schöner Abend!“ Und Dichter fühlten Lieder in ihren Herzen und grünlige Menschen gaben Bettlern eine Gabe, und manches vereinsamte Herz sagte sich fast erstaunt: „Wie schön ist doch die Welt!“ . . . Und vielleicht zitterte in Allen, in der ganzen Natur, nur die Wonne zweier junger Herzen nach, die sich gefunden hatten.

* * *

Es ist ein lautes Treiben in und um den Concertsaal des Musikvereins, wenn eine Matinee zu Ende geht. Das gewöhnliche Publicum strömt den Ausgängen zu, während die Dilettanti und die Aristokratie in den Foyers und im Saale noch Gruppen bilden oder sich um die ausübenden Künstler scharen. Der größte Kreis war jedenfalls um Signora Teresina Catalani. Die junge Artistin hatte die große Arie aus der „Niobe“ von Puccini und das Di piacer mi balza il cuor der Minetta aus der Gazza unter frenetischem Beifall gesungen. „Sie ist ganz ihre berühmte Namensträgerin! Sie ist die ganze Catalani!“ rief man einander zu. „Wir haben eine neue Catalani!“ Dieses Stichwort machte die Runde durch das ganze Lagunen-Netz, denn die Musik gehört dort dem Aermsten wie dem Reichsten; sie liegt in der Luft.

Die Gefeierte stand zwischen den Vergötterern still und ruhig da, in ihrem einfachen blaßblauen Seidenkleide, den weißen langen Handschuhen, der gelben Rose in den glänzenden Haaren. Sie antwortete hie und da, sie lächelte

überall hin, aber in ihrem ganzen Wesen lag ein Zug von Zerstreutheit. Und es war doch ein glänzender Kreis um sie; da war der junge Prinz Cesarini, der Nefte eines Cardinals; dann der Virtuose Walkeder; dann der deutsche Graf Sauerländer, der für alles Italienische schwärmte, vom Pulcinella bis zum letzten Bericht Michel Angelo's; dann war da die ungeheuer reiche französische Baronin Cohnin, die Gönnerin aller berühmten Sängern, die Compositourin kleiner nichtsjagender Liedchen, welche trotzdem von den reichbesetzten Unsterblichkeiten stets in der Singlection-Scene des barbiere di Siviglia eingelegt wurden. Es waren glänzende Uniformen da, Officiere mit blitzenden Augen und goldenen Schnüren und lauter Bewunderung. Monsieur Duponchel stand daneben, still, bleich, mit finsterner Miene und zusammengepreßten Lippen. Jede Miene seiner Schülerin beobachtete er, jeder Zug seines Gesichtes war ein Reflex des ihrigen.

Endlich lösten sich auch diese Gruppen und Teresina schritt am Arme ihres Lehrers aus der Academia, ruhig, stolz wie eine Königin.

Als die Gondel durch das Netz der Canäle dahinsflog, durch Seitengassen, an Gartenwänden und geschlossenen Fensterfronten vorüber, unter niedrigen Brückenbögen hindurch, da lösten sich die Lippen des alten Franzosen.

„Die Lassen!“ sagte er mit seinem französischen Accent.

„Ben meinen Sie?“

„Nun, Deine Bewunderer!“

„Ach, die!“

„Wie sie Dich langweilen! Denn nur sie können schuld gewesen sein, daß Du so gleichgültig, so zerstreut warst, während Deine Stimme und Schule die Andern begeisterten. Deine Seele war nicht bei der Sache!“

„Nein!“ sagte sie, wie mit einem plötzlichen Entschlusse, fest, ruhig.

„Wo war sie sonst?“ fragte er langsam. „Wo waren Deine Gedanken? Du dachtest wohl an Dein Debüt als Rosina?“

„Vielleicht!“ sagte sie, nicht mehr so ruhig, aber stets so entschlossen. „Vielleicht, aber nicht in dem Sinne, wie Sie glauben, Maestro. Vielleicht fürchte ich mich davor; vielleicht ist mir zu Muth, als solle mich dieses Debüt unauslösllich fesseln an einen Stand, an eine Kunst, für die ich nicht geboren bin.“

„Lüge nicht!“ sagte er plötzlich heftig und faßte sie am Arm. „Du haßest die Kunst nicht, weil sie Dir nicht genügt, sondern weil sie Dich von irgend etwas oder irgend Jemandem trennen würde. Du hast neulich gelogen! Oh, ich habe es gefühlt und gekannt und gesehen und sie in meinem Herzen getragen, diese unselige Gewissheit. Du liebst, Unglücklichste! Wen? Ich kann es nicht ergründen, aber ich werde es erfahren, und dann wehe ihm!“

Teresina machte sich los und ihre Wangen flammten, als sie sagte: „Ich habe keinen Grund, zu lügen. Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht wußte ich, als Sie jene Frage an mich richteten, selber noch nicht, was in mir lebte. Aber wenn es nun wäre? Wenn ich mein Leben selber wählen würde, wer könnte mich daran hindern? Welche Rechte hat Jemand auf mein ganzes Geschick? . . . Sie haben die Rechte eines Lehrers, ich bin Ihnen Dank schuldig und Vergeltung nach Kräften. Aber blinden Gehorsam in Dingen, die mein ganzes Leben betreffen? Nein. Ich bin kein kleines Mädchen mehr, Monsieur, ich bin mir selber Rechenschaft schuldig über das Schicksal eines ganzen langen, noch ungewissen Lebens. Die Wahl muß getroffen werden nach dem eigenen Gefühle des Herzens, nicht nach der Laune Anderer. Sie wollen in mir aufleben, Sie wollen in meinen Erfolgen Ihr verlorenes Glück wiederfinden, sagten Sie? Aber fragen Sie sich dabei auch, ob ich mein Glück darin finden werde? Und wenn ich liebe und sagen würde: „Dort suche ich mein Glück!“ Dürften Sie sagen: „Das wehre ich Dir, denn ich fände meine Rechnung nicht dabei, ich fände nicht die Erfüllung meiner Träume?“

Sein ganzes Wesen hatte sich seltsam verändert. Er war wie versunken und um Jahre gealtert und doch flammte eine böse Energie in ihm. Seine Blicke waren so unheimlich starr und die Worte kamen nur mühsam hervor.

„Nimm' Dich in Acht!“ sagte er. „Wenn Du Dein Lebensglück von dem meinen trennen willst und es verteidigst, darf ich auch das meinige verteidigen. Wehe Dir, wenn Du sagst: „Ich will nicht groß und berühmt werden, ich will Deine Hoffnungen zertrümmern, weil ich verliebt bin — verliebt in diesen oder jenen Lassen . . . Das ertrüge ich nicht, hörst Du?! Werde der Kunst untreu, aber nicht mir! Du bist ein Theil meines Lebens geworden. Glaubst Du, ich habe Dich zu meinem Streben, zu meiner Gottheit gemacht, um Dich einem Andern zu gönnen?“

Sie fuhr vor ihm zurück, sie schaute ihn an mit einem wilden Ausdruck, der dann wie in Verachtung erlosch. Es war Etwas in ihr gestorben.

„Teresina!“ sagte er erwachend, verwirrt.

Sie antwortete nicht. Aber er wußte, daß ihr die Wahrheit klar geworden sei und daß sie sich davor entfesse,

daß die Gewißheit, sie werde von ihm toll und leidenschaftlich geliebt, sie mit Grauen erfülle. Sie wußte jetzt, daß ein Liebender neben ihr weile und nicht ein Vater, ein Lehrer. Er erschrak vor den Folgen dieser frühzeitigen Entdeckung, er fühlte sich verloren. Denn wenn auch ihre Lippen schwiegen, sprachen doch ihre Augen.

„Teresina!“ . . . begann er nochmals, sanft, klagend.

Die Gondel hielt. Teresina verließ dieselbe und trat mit Monsieur Duponchel zugleich in das kühl-schattige Hausthor und schritt mit ihm den Gang entlang zu der Etage, die sie bewohnten. Dort angekommen, sagte sie ruhig, die Augen auf den Boden geheftet: „Ich bin ermüdet, ich bin etwas unwohl, Monsieur.“ Damit begab sie sich auf ihr Zimmer.

Monsieur Duponchel schaute ihr mit einem unbeschreiblichen Ausdruck nach; es lag Entsetzen und Verzweiflung in demselben.

Er schritt langsam in sein Zimmer und sank auf den Stuhl vor dem Piano nieder. Er legte seinen Arm auf die Tasten, daß sie aufstöhnten, als habe er ihnen seinen Schmerz übertragen und barg sein Antlitz auf denselben.

Er hörte dann Schritte im Gange, Frauenschritte, er hörte das Hausthor knarren, er hörte den Ruf des Gondoliere, und er regte sich nicht. Die Sonne glühte mit unerträglichem Gewalt über der Lagunenstadt und sie sank tiefer und tiefer, und der unglückliche Mann rührte sich nicht. Nur manchmal rang sich ein leises Stöhnen aus seiner Brust. Dann wurde es still. War er eingeschlafen? Und als er sich im Abend-sinken erhob und ans Fenster trat, war sein Gesicht fahl, wie das eines Todten.

Es war rührend und entsetzlich zu sehen. Wenn die Rosen auf den Wangen des Jünglings verblühen im Leid und der Tod sich melden will, das ist wol traurig, aber es ist eine süßmahnende Trauer. Das junge Menschenherz hat ein Glück geahnt, und es ist ihm nicht geworden. Aber wenn ein Mann die Jugend lieblos und freudlos verbracht und verloren hat, und dem Entnützigten und Gequälten blühen im Alter noch unverhofft Gedanken an Freude und Erfüllung und röthen ihm die Wangen, und diese Rosen müssen verbleichen in bitterer Enttäuschung — das ist ein gar schreckliches Leid. Es ist kein sanfter, blumenhafter Herzens-tod, es ist das verzweifeln-de Sterbenwollen und Nichtsterben-können des Engels, der aus den Himmeln in die Tiefe des Abgrunds geschleudert wurde und dessen Unsterblichkeit ihn verurtheilt, ewig zu denken an das verlorene Licht.

* * *

Es war an demselben glutheißen Tage, da trat Teresina mit der guten dicken Signora Boscodetti in eine kleine Kirche einer abgelegenen Seitengasse der Giudecca.

Die Sommenglut draußen war so intensiv, daß sie das eigentliche Venedig in die Todtenstille der Siesta gesenkt hatte, aber die Giudecca fühlt die Sommenglut nicht. Dort haufen nur Leute, die zu arbeiten haben, die braun gebrannt sind wie Kohlen und deren Augen und Zähne um so weißer erscheinen. Dort gibt's selbst in den heißesten Nachmittagsstunden Leben, Schreien, Gelächter und Streit. Die Arbeiterinnen in den grellfarbigen Kopftüchern sind thätig in den engen Höfen, die Kürbisverkäufer schreien ihre gerösteten Waaren aus, an den Ufern werden Schiffe ausgeladen oder bepackt, und die Matrosen und die Arbeiter lachen in die Sonne und trinken dabei eisglühendes Zitronenwasser. Die großen Magazine am Damnu sind meist geöffnet und athmen penetrante Dünste aus von Fischen, Leder, Kohlen, Getreide und Hanf.

Die kleine Kirche, in die Teresina und Signora Boscodetti traten, war fast leer. Sie erschien nach dem grellen Sonnenlichte so finster, daß das Auge im Anfang keine einzige Gestalt gewahrte.

Da löste sich aus dem Schatten einer Säule ein Mann los und schritt auf die beiden eintretenden Frauen zu. Sein Schritt war eilig, wie getrieben von einer großen Freude und wiederhallte laut auf dem Boden.

Es war Enrico Salto. Er geleitete die beiden Frauen zu Stühlen. Die dicke Boscodetti nahm auf einem derselben Platz und war sehr erstaunt, sich in einer Kirche zu finden; sie hatte nämlich den ganzen Weg über geschlafen und wachte erst auf, als sie neben sich zwei Stimmen eifrig und gedämpft mit einander sprechen hörte. Sie machte sich die Situation klar, daß sie sich mit Teresina in einer Kirche, einer kleinen, schattigen, schlummerstillen Kirche der Giudecca befände, und daß Enrico Salto neben Teresina sitze. Und dann versiel sie wieder in den behaglichen Halbschlummer, der bei den eigentlichen Italienerinnen, welche dem Tanzen entsagt haben, eigentlich nur der höchste Grad der angeborenen Faulheit ist, das Sichauflösen im *dolce far niente*, und träumte weiter.

Und sie träumte, daß eine Stimme sagte: „Ihr Billet hat mich hergerufen, Signora! Und Sie können denken, mit welcher Freude ich hierhergeeilte bin. Noch jetzt hebt mir das Herz. Es ist also doch wahr, Sie betrachten mich als Ihren Freund, den Sie eines Rufes würdigen, wenn sie etwas auf dem Herzen haben, dem Sie vertrauen, daß er Ihnen helfen möge in Allen und Jedem — um den Preis

seines Lebens . . . Ah, Signora, Sie wissen nicht, wie mir das ganze Leben nun so goldig sein wird.“

Und die dicke Signora Boscodetti träumte, daß eine zweite, sanfte und doch so eindringliche Frauenstimme antwortete: „Sie sprechen immer, als wenn Sie bald an mich denken sollten wie an etwas, das aus Ihrem Leben geschwunden?“

Und sie träumte, daß die Männerstimme entgegnete: „Wird es nicht so sein?“

Sie träumte, daß die Frauenstimme sagte: „Oben deshalb kam ich her und eben deshalb habe ich Sie hierhergebeten, mein Freund. Wissen Sie, ich finde, daß wir sehr viel von Freundschaft sprechen und dieselbe nicht bethätigen?“

Sie träumte, daß die Männerstimme erwiderte: „Wie meinen Sie das?“

Die Frauenstimme sagte darauf: „Dadurch, daß wir nicht aufrichtig sind gegen einander.“

„Dürfte ich das sein? Sie wissen nicht, was ich da zu sagen hätte.“

„Ich weiß es! Und ich bin Ihre bessere Freundin als Sie meinen, Signor. Oder vielmehr, ich bin hilfloser, vereinsamer; ich brauche den Rath eines Bruders und ich suche denselben. Warum sagen Sie mir nicht, daß Sie mich lieben?“

Signora Boscodetti träumte eine Weile nichts — nichts als den kühlen Schatten um sie und das Gezwickel eines Vögels draußen. Dann fing der Traum an, lauter zu sein. Sie hörte die Männerstimme sagen, es war dieselbe Stimme, aber so verändert! „Wissen Sie das nicht schon?“

Die Frauenstimme sagte: „Und wissen Sie nicht, daß ich Sie aufsuche, trotzdem ich das weiß; wissen Sie nicht, was dies zu bedeuten hat; wissen Sie nicht, daß wenn Sie an mich denken, ich an Sie denke? Es ist vielleicht nicht recht, daß ich, das Mädchen, so zu Ihnen spreche, aber ich werde dazu gezwungen. Der Mann ist reicher in sich, das Weib ist ein hilfloses, haltloses Geschöpf, wenn es keinen Mannes-arm hat, auf den es sich stützt. Das Leben dringt auf mich ein. Bei Ihnen ist mein Herz, und eine andere Liebe, eine selbstsüchtige, hassende, drängt sich mir auf und verfolgt mich . . . Erst heute ist mir das ganz klar geworden. Wenn ich debütire, wenn ich Sängerin werde, ist mein Loos entschieden. Muß ich nicht davor zagen? . . . Es handelt sich da bei mir nicht um einen Uebergang, sondern um das Schicksal meines Daseins. Die Liebe, vor der ich mich fürchte, vor der ich mich entsetze, wird dann nie von meiner Seite weichen. Es ist die Liebe eines armen, verlassen Menschen. Ich könnte ihm wol entfliehen, ihn später verlassen. Aber das wäre grausam. Wenn ich aber jetzt diesem Manne entfliehe, wenn ich meinem Herzen folge, so ist das mein Recht, meine Pflicht gegen mich selber. Und so habe ich Sie gerufen und frage: „Soll ich mich retten?“

Die Männerstimme sagte, so leise, so angstvoll: „Und wenn ich ‚ja‘ sagte? Wäre das nicht Selbstsucht von mir? Ihnen zu rathen, Sie sollten dem Glanze, dem Reichthum entsagen?“

„Und wer sagt Ihnen, daß ich das Alles verlange?“ sagte die Frauenstimme. „Hören Sie, mein Freund: Eine meiner ersten Erinnerungen ist eine schöne alte Dame . . . wie eine Königin erschien sie mir, dem kleinen Mädchen. Es war meine große Verwandte, die berühmte Catalani. Sie kam einmal in das Haus meiner Eltern. Man hatte schon damals meine Stimme ‚entdeckt‘ und ließ mich ein Lied singen vor Fremden. Ich mußte auch der guten, ersten, traurigen alten Frau ein Lied vorsingen. Ich erinnere mich, wie sie sich, anstatt allen Lobes, über mich, das arme kleine Ding, neigte und mich küßte, und ich fühlte Thränen fallen aus ihren Augen auf mein Antlitz. Sie sagte: ‚Du hast das Unglück, meine Stimme zu haben, Kind. Laßt sie keine Künstlerin werden! Laßt sie glücklich bleiben! Eine Künstlerin, eine echte, gefeierte, darf keinen andern Gedanken haben als Gold und Ruhm; sie darf nichts anderes suchen. Aber es kommt immer eine Zeit, wo mitten in ihren Triumpfen das Herz in ihr erwacht. Es nahen sich Männer, sie liebt Einen, er huldigt ihr mit allen Phrasen der Anbetung. Sie wird sein Weib und muß dann für ihn Geld und Ruhm erwerben, denn sie wird bald erkennen, daß der Mann ihrer Liebe nur das gesucht hat in ihr. Die Kunst muß ihr dann zum Gewerbe werden um seinetwillen, denn . . . sie liebt ihn! . . . Und sie kann nicht mehr von ihm lassen, wenn sie auch sieht, daß er nur in ihr die berühmte Frau liebt. Und sie wird elend, unaussprechlich elend werden, eifersüchtig auf sich selber, auf die Künstlerin in ihr — und das ist die entsetzlichste Eifersucht, denn man kann ihr nicht enttrinnen. Sie muß elend werden. Macht aus ihr keine Künstlerin! . . . Diese Worte, die sich mit jeder Thräne der blaffen Frau in meine Seele brannten, verstehe ich heut; sie sind meine Erinnerung, sie haben mich geleitet bis heute, wo ich vor die Welt treten soll. Und gerade jetzt habe ich Sie gefunden, mein Freund! Sie lieben in mir noch mich selber. Muß ich da nicht sagen: Was soll ich thun? . . .“

Und die gute Boscodetti hörte im Traume die Männerstimme wie in Thränen sagen: „Ich liebe Sie, Teresina, ach,

ich liebe Sie! Wenn Sie wüßten, wie mein ganzes Wesen nur in Ihnen lebt und besteht, wie der Gedanke, daß ich Sie an mein armes Herz, in mein schlichtes Heim nehmen dürfte, mich betäubt! Aber Sie sind so gut, so jung, und Sie wähen, Ihre Güte für mich armen Jungen sei die wahre Liebe. Aber es könnte eine Zeit kommen, wo Sie sich sehnen würden nach dem Verlorenen, nach Glanz, nach Ruhm, nach Reichthum. In meinem Heim gibt es Sorge, Arbeit, es gibt auch böse Leute. Und in meiner größten Seligkeit würde ich dann unglücklich sein um Ihre Willen! Sie würden sein wie eine verbannte Göttin. Sie würden an nichts Freude haben. Anstatt von der ganzen Welt jeden Ihrer Wünsche erfüllt zu sehen, würden Sie an meiner Seite manche bittere Nothheit erfahren, müßten das Leben gewinnen Tag für Tag. Sie würden mir keinen Vorwurf machen, denn Sie sind ein Engel, aber ich würde mich selber hassen! Ich würde mir fluchen, daß ich Sie für mein Glück nahm und Ihr gesegnetes, glanzvolles Leben zerstörte. Und das wäre das Schrecklichste! Ich müßte mir sagen: ‚Ich habe mich geliebt in Ihnen.‘“

Wieder blieb es still im Traume. Dann sagte die Frauenstimme: „Nun so möge es sein, Enrico. Aber lassen Sie mir noch eine Entscheidung. Ich möchte Ihr Heimwesen sehen, die Eltern, die Umgebung. Die Arbeit, welche dort herrscht, die Sorgen, die da sein können, die Einsamkeit, die da sein mag. Und wenn ich das gesehen und im innersten Herzen verglichen habe mit Ihnen und Ihren treuen Augen und Ihrem guten Herzen, dann will ich mich entscheiden. Dann will ich sagen, ob ich dem Zuge meiner Seele folgen oder übermorgen als Rosina debütiren möchte. Wollen Sie mir das gewähren?“

Da endete der Traum, denn die Signora Boscodetti wurde geweckt. Sie saß in der kühl-schattigen, stillen, einsamen Kirche; neben ihr saß Teresina und schien eifrig gebetet zu haben. Entfernter stand Enrico Salto und blickte empor in die Wölbung der Kirche; er betete nicht, wie es schien, aber es lag eine Frage in diesem schönen, jungen, braven Gesicht, die durch Steine und Wolken aufwärts drängte.

Und Teresina sagte: Wachen Sie auf, Signora. Ich möchte gern die große Fischerei Signor Salto's besuchen; sie soll so interessant sein, und er ist so freundlich, uns als Führer zu dienen. Ich hoffe, Signora, Sie sind so gut und gehen mit uns? Ich bin so wißbegierig. Ich habe mich schon seit Langem gesehnt, dies Etablissement zu sehen.“

Wie sie ins Freie hinaustraten, war der glühende Sonnenschein erloschen und ein fast heftiger Wind strich vom Meere her. Der Himmel über Venedig war von einer schwarz-grauen, trostlosen Farbe und die Lagunen schwarz und finster. Es war einer jener Tage, wo Venedig den trostlosen Anblick und den herzerreißenden Eindruck einer Ruine macht, in welcher die Menschen als Schakale und wilde Thiere wohnen, wie in den Trümmern des biblischen Jerusalem.

Und vollends die Giudecca ist dann ein trostloser Aufenthalt. Die engen Gäßchen, die schmutzigen Höfe, die verkümmerten Bäume, die armen Leute machen es zu einem Aufenthalt jeder Betrübniß. Die Boscodetti ging fröstelnd neben Teresina und Enrico hin. „Nicht wahr, es ist nicht hübsch hier auf der Giudecca?“ sagte Enrico wie furchtsam.

„Es ist ein abscheulicher Tag!“ erwiderte Teresina mit einem blaffen Lächeln.

So besuchten sie die Fischereimagazine des Signor Salto. Es war das ein sehr interessantes, ein reiches Etablissement, aber in einem solchen Wetter ein sehr unheimliches und wüstes. Da gab es große Magazine, in welchen gebörte Fische, Fäßchen mit Fischen, Netze voll Fische ihren abscheulichen üblen Hauch ausfanden. Und überall waren wilde, lautschreiende Arbeiter, welche einpackten, Ballen in die kleinen Schiffe am Damme schlepten, streitend oder lachend, Weiber mit wirrem Haar, die Fäßchen füllten, Fische herriichten zum Einpökeln und Netze ausbesserten; Höfe, in denen Fässer zusammengefügt wurden, andere Höfe, in denen die Fischer ihre Waaren abwägen und aufschreiben ließen und wo Zank und wirres Durcheinander herrschte.

Die Eltern Enricos waren thätige, freundliche Leute, aber laut, wie echte Venezianer. Sie hatten sich aus der Armut zu Reichthum aufgeschwungen und fanden ihr Leben in der Arbeit, ohne aber in derselben unterzugehen. Enrico's Mutter, die eine große Theaterfreundin war (besonders Goldoni's „Baruffo di Chioggia“ entzückte sie), war sehr geehrt über den Besuch der „Enkelin“ der großen Catalani, führte sie in ihre besten Zimmer, welche sehr komfortabel eingerichtet waren, aber dennoch etwas von dem Geschäftsmäßigen, Schlumpigen, Wüsten eines solchen Etablissements an sich hatten. Dem Fischgeruche konnte man nirgend entgehen. Und während sie die schöne, die illustrissima Signorina mit *moscata dolce* und *Mandoletti* bewirthete und ihr mit ihrer Suada Liebenswürdigkeiten sagte, fertigte sie gleichzeitig Männer und Frauen ab, die mit Fragen, Forderungen oder Streitigkeiten kamen. Der Vater Enricos saß in seinem kleinen Bureau neben dem Hauptmagazin und war ebenfalls entzückt und geehrt und führte die „Günnerin“ seines Sohnes, die Debitantin der

Fenice, mit Stolz in seinem Etablissement herum. Auch sein Wesen war gutmütig, aber geschäftsmäßig und stets zwischen Auskunftsgeben und Höflichkeit zersplittert. Ueberall war es da feucht, überreichend, ruhelos, prosaisch. Der Himmel wurde immer dunkler, der wilde Wind toste um die lärmende Giudecca und die ganze Welt schien hier eine trostlose Hölle zu sein gegen das selbst in solchen Stunden prächtige, wenn auch zertrümmert aussehende Venedig.

Endlich geleitete Enrico Salio seine beiden Gäste auf den Damm und zur Gondel hinab. Eine tiefe, unbeschreibliche Furcht hielt den jungen Mann umfassen während dieses ganzen entscheidenden Besuches. Eine Furcht, welche eigentlich schon eine Gewißheit und Verzweiflung war. Aber er schien ruhig und lächelte. Es lag doch eine Freude darin, die Geliebte seines Herzens in seinen heimischen Räumen an seiner Seite umhergehen zu sehen, wenn es auch nie wieder sein sollte; mußte doch jeder ihrer Schritte diesem Hause, in welchem er sein Dasein verbringen sollte, seine Weihe geben.

rien macht man Wiße, die Musiker sind ernst und ergriffen. Endlich geht der Vorhang in die Höhe.

Enrico Salio lehnt hinter einem Pfeiler des Parquets, still, wie träumend.

Der „Barbiere“ nimmt seinen Anfang. Der Tenor singt sein Ständchen, dann kommt Figaro und quecksilberne Töne durchglitzern gleichsam die Luft. Einen Augenblick erscheint Rosina am Fenster. „Ah, wie ist sie schön! Ein Madonnen-gesicht! Ein Engel! Horch! sie spricht das Recitativ mit einem reizenden Lächeln, das kaum die Zähne zeigt, wirft das Blümchen hinab und verschwindet.

Nun kommt Bartolo mit seinen Späßen, Basilio mit seinen Verleumdungen. Man plaudert, man lacht im Publicum. Nun verwandelt sich die Scene. Das Zimmer im Hause Bartolos mit dem Piano und dem Schreibtische. Rosina tritt auf. Ein Sturm von ermunterndem Beifall empfängt sie. Sie ist ganz das lächelnde Mündel Bartolos; so jung, fast ein Kind noch, aber in dem lieblichen Gesichtchen blühen

Schlüsse der Oper wollte das Hervorrufen kein Ende nehmen. Niemand ging nach Hause. Als Teresina am Arme ihres Lehrers das Theater verließ, wurde sie mit tausendstimmigem Beifalle empfangen, der die Luft erschüttern machte. Man geleitete sie in Triumph zu ihrer Gondel, und welche Ueberraschung! Hunderte und Hunderte von Gondeln, alle festlich beleuchtet, glühten auf der Lagune; ein Fackelzug auf dem Wasser, eine torciate, geleitete die Gefeierte nach ihrem Hause, wo man ihr noch ein Ständchen brachte.

Am andern Vormittage glich ihre Wohnung einem Bazar. Der Director war der erste gewesen, welcher mit einem Contracte angerückt war, dann folgten dilettanti, fachini mit Blumenkübeln, dann die Elite, welche zeigen wollte, daß sie la diva mit Freuden in ihre Zirkel aufnehmen würde. Alles, was der alte und junge Adel der Stadt und der dortigen deutschen Adelscolonie Distinguirtes aufzuweisen hatte, beeilte sich, der Gefeierten seine Huldigung zu Füßen zu legen. Telegramme von Paris und London liefen ein



Jagdabenteuer.

Und wie er sie auf den Damm und dann zu ihrer Gondel hinabgeleitete, da fragte er leise, daß es nur wie eine Klage, wie ein Seufzer klang: „Wie haben Sie sich entschieden, Signora?“

Teresina antwortete nicht gleich. Sie war bleich bis in die Lippen hinein und ihr Blick ruhte auf ihm mit einem wehmütigen, doch nicht traurigen Ausdruck. „Mein lieber, mein guter Freund!“ sagte sie fast so leise wie er, wie um ihre tiefe Bewegung nicht zu verrathen, und dennoch zitterte ihre Stimme: „ich habe entschieden! Es ist eine ernste Sache um das Lebensglück, und ich kann nicht anders: ich werde übermorgen debütiren! Leben Sie wohl und vergeben Sie mir!“

Ein Debüt in der Fenice ist für ganz Venedig ein Ereigniß. Alle Welt gibt sich da Rendezvous: der Reichthum, der Adel, die Kunstliebe, das Volk. Es herrscht da ein Leben wie vor einer Schlacht. Man liebt oder haßt die Debütantin; Blumen und Pfeifen sind bereit. Man streitet im Foyer, man streitet auf den Straßen; jeder Musiker ist ernst gestimmt. Die Frauen sind voll Erwartung. Wird sie nicht zu schön sein? Wird sie kokett sein? Von weit und breit strömen Impresari herbei. Die Adelligen bereiten ihr Ovationen vor. Die Telegraphenbeamten sind beauftragt, den Operndirectoren von Paris und London zu telegraphiren.

Man ist nicht im Theater, man ist auf einem Schlachtfelde, welches das Aussehen eines Ballsaales hat. In den Logen lacht man, im Parquet streitet man, auf den Galle-

ein paar Flammenaugen. Der breite Schildkrottkamm hält in den dunklen Flechten eine duftende Rosenblüthe fest. Das Briefchen in der Hand, beginnt Rosina das Recitativ:

„Una voce poco fa
Dentro al cuor mi rituono!
Il tutor perduto è già
E Lindoro mio sarò.

Lo giurai, la vincerò!“

In breiten, goldenen Strahlen gleitet das Recitativ, dann folgt die Arie mit ihren Variationen. Immer kühner werden Teresinas Kouladen, immer übermüthiger ihr tönendes, klingendes Lachen, bis sie endlich ein Reiz von Fiorituren um Herz und Seele der Hörer wirft. Wie Champagnerschäum moussirt die Cadenz. Noch klingt der letzte Ton wie der einer Lerche in der Frühlingsluft, da bricht im überfüllten Hause jener tolle Jubel aus, wie ihn nur ein erstes Debüt in Venedig durch die Räume eines dichtgefüllten Hauses brausen lassen mag, um ein geniales Wesen zur Königin des Gesanges zu erklären.

Der Erfolg war entschieden — Teresina Catalani war eine Berühmtheit. Diese Rosina war die Knospe, aus welcher sich die volle Blume eines langen, ruhmreichen Daseins entfalten sollte und deren Frucht Unsterblichkeit war. Alles, was noch darauf folgte, war ein Kausch. Rosina liebte, Bartolo schmollte, Basilio brütete, Figaro betrog, Almaviva bezauberte, die Logen waren Blumen auf die Bühne, das Parterre toste wie ein Meer, und nach den Variationen der Singscene, da gab es nur eine Teresina! Am

durch welche sich Impresari vormerken ließen für die erste freie Saison. Journalisten baten um biographische Notizen, und die unvermeidlichen Abbates gaben dem Ganzen den Glanz ihrer Gegenwart. Catalani die Zweite!

Am andern Tage war relache. Man konnte doch der Diva nicht zumuthen, daß sie nach all den Aufregungen der letzten Tage und des gestrigen Triumphes „singen“ sollte. Sie war ermüdet, sie mußte sich einige Tage Ruhe gönnen, sie war Abends für Niemanden zu Hause.

Wer aber im sinkenden Sonnenlicht in den dunkelnden Laubgängen des Lido zwei Frauen beobachtet hätte, der würde in der einen die Diva erkannt haben. Aber nicht müde war dies Gesichtchen, nicht abgespannt, ein Widerschein des Glückes lag auf demselben.

In dem freundlichen dritten Gasthause waren noch viele Gäste, welche in der schwülen Sommernacht an den lampenbeleuchteten Gartentischen saßen, plauderten, Chierwein tranken und Seespinnen aßen. Es war lebendig da und doch nicht voll. An einem ganz von Bosquets umgebenen Tischchen befand sich Teresina mit Signora Boscodetti, die sich ganz in den Genuß einer riesigen Seespinne versenkt hatte. In ihrer Gesellschaft befand sich Enrico Salio.

In dem Wesen, in dem Antlitze des jungen Mannes war seit dem vorigen Tage eine merkwürdige Veränderung vorgegangen — alles Licht war in demselben vergangen. Er war von Signora Boscodetti für diese Abendstunde auf den Lido, an diesen Ort bestellt worden. Er hatte der Geliebten



Christine Nilsson im Alter von 16 Jahren mit ihrer ersten Geige.

gesagt: „Wie dankbar muß ich Ihnen sein, daß Sie sich auch nach Ihrem entscheidendem Siege an den bescheidenen Freund erinnerten und ihm gönnen, von Ihnen Abschied zu nehmen.“

Sie hatte sich erhoben, hatte ihre Mantilla dichter um ihr Köpfchen gezogen und war einen Schritt in den Laubengang getreten. Er war ebenfalls aufgestanden und folgte ihr.

„Und wer sagt Ihnen, daß dies ein Abschied sein soll?“ sagte sie einfach.

„Wenigstens ein Abschied von alten Gewohnheiten,“ erwiderte er mit zitternder Stimme.

„Im Gegentheil, mein Freund, mein lieber Freund! Es soll der Anfang sein von einem besseren Leben, von einem Leben, welches für uns keine Trennung mehr haben soll, wenn Sie wollen.“

„Ich verstehe Sie nicht“ stammelte er.

Es schien kein Mond, kein Stern blühte am Himmel; dunkel, schwül und dunstig lag die Nacht über dem Lido.

„Enrico, Lieber, Geliebter, höre mich! In Deiner edlen Selbstlosigkeit stelltest Du mir vor, wie Du es nie wagen würdest, mich für Dich zu nehmen, um meinetwillen, aus Sorge, daß ich einst bereue, daß ich mich bei Dir nicht heimisch fühlen könne. Du zeigtest mir Dein Zuhause, Deine Arbeit, die Stätte, wo ich an Deiner Seite und Dir helfend nach dem Beispiele Deiner guten Mutter mein ganzes Leben zubringen müßte. Du fragtest mich, für was ich mich entschieden habe und ich sagte: „ich will Sängerin werden.“ Und so mußte ich mich entscheiden, selbst wenn ich in meinem Herzen überzeugt war und nie daran gezweifelt hatte, daß ich Dich liebe, über Alles. Denn hätte ich Dir gesagt: „ich will Dein Weib werden!“ dann würdest Du immer daran gezweifelt haben, ob ich nicht doch bereuen möge, verschmäht zu haben, was ich nicht kannte. Nun, jetzt habe ich debütiert; man nennt mich einen Stern; der Weg zu Ruhm und Reichtum liegt offen vor mir da, Anträge von Directoren und Bewunderern, Lieder von Dichtern und duftige Episteln von Schwärmern liegen dabei auf meinem Tische zwischen welkenden Blumen und unsterblichem Lorbeer. Jetzt erst kann ich Dir die Hand reichen und

Dir sagen: „ich kenne nun dieses Glück, ich habe es verkostet, und — ich will es nicht. Ich ersehne jenes andere, bessere Glück, Dein Weib sein zu dürfen, an Deiner Seite ein stilles, arbeitames, unbeachtetes Leben zu führen. Ich bringe das kleine Opfer für all die großen Schätze, die ich durch einen frohen Blick von Dir erhalte. Und so frage ich Dich denn, Geliebter, jetzt, da kein Zweifel und kein Schwanken mehr zwischen uns: „Willst Du mich haben als Dein gehorsames, dankbares Weib?“

Dunkel und schwül war der Himmel. Sie und da zuckte ein Wetterstrahl durch die schwarzen Wolken und ließ die stillen, schlafersfüllten Villen des Lido weiß aus dem Laube hervorblicken, dann rollte Donner, immer näher. Heller wurden die feurigen Flammen am Himmel. Ein Wonneshauer ging durch die Natur. Zwei Herzen schlugen an einander und ein Wonneshauer lag auch in ihren Thränen, denn es waren Thränen des Glückes.

Monsieur Duponchel verschwand, wie Unglückliche verschwinden: in den Tod oder in den Haß. Catalani die Zweite verschwand in ein langes, frohes, gesegnetes Leben.

Ein Pfingstfest.

Von Carit Etlar. Deutsch von Emil Jonas.

Am Abend vor Christi Himmelfahrtstage im Jahre 1760 saß der alte Pastor Bjerring in Weiby und Tibirke daheim in der Wohnstube mit der aufgeschlagenen Bibel vor sich auf dem Tische.

Die Sonne war im Begriff unterzugehen; es fiel ein warmer und goldener Schein durch die kleinen Fensterscheiben auf das weiße lange Haar des Geistlichen und auf die zwei jungen Personen, die etwas weiter zurück in der Stube saßen.

An dem Mauerpfeiler zwischen den Fenstern hing ein grün gestrichenes hölzernes Bauer, in dem eine Schwarzdrossel hin und wieder ein ge-



Christine Nilsson



August Mouzand, der verstorbene Gemahl der Christ. Nilsson.



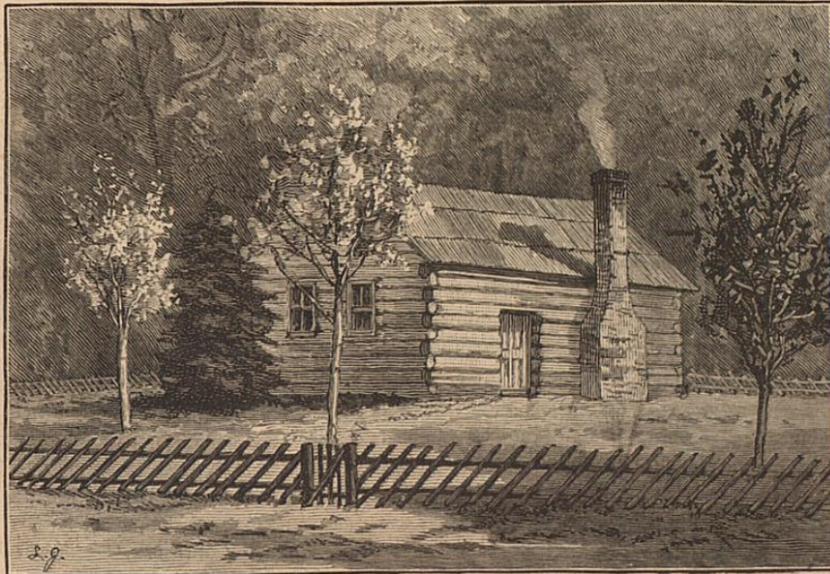
Christ. Nilsson bei ihrer Verheirathung, 1872.

dämpfste Flöten ertönen ließ. Dann schwieg sie ein wenig und brach bald darauf in einen lang gezogenen, vibrierenden Ton aus, wie in unaussprechlicher Betrübniß, all ihre Erinnerung und trostlose Sehnsucht zusammenschließend nach der Sonne, nach dem Säusen des Windes im Laube und dem schweigenden Leben unter den Büschen in dem einsamen Walde, wo der Thau des Morgens zur Mittagszeit noch nicht getrocknet ist, wo die Ameise arbeitet und die Waldschnecke an den reifen, kurz zuvor von ihrem Stengel herabgefallenen Blaubeeren saugt. Dieser eine Ton erinnerte an das Leben des Glückes und der Freiheit, ein Leben voll Entbehrung und Kampf und auch Gefahren, immerhin aber unendlich reicher, als im Bauer von Sprosse zu Sprosse zu hüpfen.

Der einzige Zuhörer des Vogels war in diesem Augenblick eine graue Katze, die auf dem Fensterbrett lag. Nachdem sie einen Blick auf das Bauer geworfen hatte, wandte sie den Kopf ab und eine zitternde Bewegung fuhr durch ihren Körper, während sie die Augen mit einem Ausdruck zusammenkniff, der zu sagen schien: führe uns nicht in Versuchung.

Nach und nach, wie sich der Sonnenschein vom Fenster zurückzog, folgte ihm die Katze, sie streckte sich immer länger aus, um die Wärme der letzten Strahlen zu erfassen.

Draußen wehte der Wind scharf und kalt vom Kattegat her und trug eine Wolke Flugsand empor über die Haidehügel, welche den Pfarrhof umgaben. In dieser Gegend war man nur zu sehr daran gewöhnt. An einem Frühjahrestage deckte der Flugsand die Längsseite der Tibirkekirche völlig zu, so daß man ein Loch in den angehäuften Berg machen mußte, um an die Kirchenthür zu gelangen. Die Bewohner klagten ihre Noth dem Könige und



Christ. Nilsson's Geburtshaus in Vegö, Schweden.

baten um die Erlaubniß, die Kirche weiter ins Land hinein bauen zu dürfen, allein man schlug es ihnen ab. Der Sandflug kam wieder, doch der Pastor Bjerring erreichte es niemals, seine Filialkirche von dieser Heimjuchung befreit zu sehen.

Die beiden jungen Leute, welche auf der Bank vor dem Ofen saßen, waren die Tochter des Pastors, Ane-Malene, und der Caplan Jens Zverfen Karbo, mit dem sie an diesem Abend verlobt worden war. Jens hielt Malene's Hand, so fest umspannt, als ob er fürchte, daß die Braut ihm entrinnen würde, was übrigens gar nicht ihre Absicht war. Er sagte nichts, wenigstens nichts deutlich und sie auch nichts, aber sein Blick war unverwandt mit einem Ausdruck auf sie gerichtet, der ebenso deutlich sprach wie Worte. Wenn Malene ihrerseits versuchte, sich in derselben Sprache zu erklären und ihre frommen und unschuldigen Augen zu ihm emporschlug, dann senkte sie dieselben sofort wieder und eine tiefe Röthe verbreitete sich über ihre Wangen.

Der Pastor Bjerring saß in dem Strohstuhl und nickte. Während des Lesens in dem Buche, das auf dem Tische lag, war er sanft eingeschlafen, und Niemand wagte, ihn zu wecken. In dem Augenblick, als der letzte Sonnenstrahl aus der Stube verschwand, erwachte er plötzlich, sah sich erstaunt in diesem Schweigen um und lächelte.

„Ich glaube wahrlich, daß ich nahe daran war, in Schlaf zu fallen. Die Sonne ist in's Meer versunken und die Glocken läuten den heiligen Himmelfahrtstag ein; aber Ihr vernimmt mich wohl nicht, nicht wahr? Ja, ja, mein lieber Jens Karbo, ich habe heute Morgen Alles mit Dir getheilt, was ich vom Glück meines irdischen Lebens übrig habe: die kleine Ane-Malene dort; heute Abend will ich noch etwas hinzufügen. Hier hast Du den treuen Begleiter, der mich durch schlechte und finstere Tage führte: meine alte Bibel. Der Einband ist ein wenig abgenutzt, aber der Inhalt ist unverändert. Ich habe Deinen und Ane-Malene's Verlobungstag hier hinten zwischen den Namen von Verwandten und Freunden, die alle bereits unter dem Grafe ruhen, eingetragen; wenn Ihr beide eines Tages vom Kirchhof zurückkehrt, nachdem Ihr mich zum letzten Male dorthin begleitet habt, dann sollst Du meinen Namen unter den Eurigen setzen, dann ist die Lebensaufgabe vollbracht.“

„Gott gebe, daß dieser Augenblick noch in weiter Ferne liege,“ äußerte Jens andächtig, indem er das Buch nahm und die Hand des Pastors küßte. „Ei sieh da,“ fuhr er fort, „es ist ein geräumiger Platz zwischen den Blättern und dem Einband; wozu gebrauchte Vater denselben?“

Pastor Bjerring hörte während der letzten Jahre nicht mehr gut, aber da er Jens auf den Zwischenraum deuten sah, errieth er seine Frage und antwortete: „Darin pflegte ich meine geschriebene Rede zu verwahren, wenn ich die Kanzel bestieg; aber das ist das geringste an dem Buch. Es hat mich gelehrt, Frieden mit mir selbst, mit der Welt um mich her zu finden; gebe Gott, daß es Dir zu demselben Segen werde. Anfangs fiel es mir etwas schwer hier draußen, in dieser öden Gegend; ich stellte sicherlich zu große Anforderungen — und wer thut das wol nicht, wenn man jung ist? Aber da las ich immer in dem Buch und sah mich um unter den armen Leuten, wie sie, Mann und Weib, darum kämpften, einen Roggentern zwischen dem Sande zu gewinnen, oder das Leben aufs Spiel setzten, um ein Gericht Fische aus dem Meer zu holen. Das gab mir einen demüthigen Sinn, den ich später Andern zu finden lehrte. Und ich las wieder, und in meinem Buch fand ich Antworten auf alle meine Fragen, auf jeden meiner Zweifel. Es lehrte mich Gott im Sturm, im Sande und im schäumenden Meer finden; sein Name trat immer hervor, wohin ich sah, nur mit verschiedenen Schriftzeichen. Dann wurde ich froher, als die Jahre nach und nach vergingen, und nun liebe ich den Ort und jetzt möchte ich mein bemooftes Dach, meine Haide und meine unansehnliche Steintirche nicht gegen Alles in der Welt vertauschen.“

Der Prediger schwieg. Die beiden jungen Leute flüsternten mit einander, als die Stille in der Stube plötzlich durch ein Geräusch unterbrochen wurde. Herein stürmte ein junger Mensch, der in grau-grüne Jägertracht gekleidet und mit einer Vogelflinte bewaffnet war, die er hinter den Kachelofen stellte.

„Hier habt Ihr mich!“ rief er. „Gottes Friede und ein fröhliches Fest! Ihr müßt mir etwas zu essen geben! Schwester Malene, Butterbrot mit Lübecker Wurst, dünnes Brot, dicke Butter! Späte Dich, Malene, denn ich muß heute Abend noch zum Forstrath hinauf!“

Der Sprechende war der verzogene Sohn des Pastors, Erich, ein junger Mensch, frisch, rothwangig, mit einer hohen Stirn, wogendem schwarzen Haar und mit kühnem und verwegenem Ausdruck. Als die Schwester in die Küche ging, setzte er sich auf die Tischdecke und schaukelte mit den Beinen hin und her, während er die Hand des Vaters in die seine nahm und sie streichelte. Es war ihm indeß unmöglich, sich ruhig zu verhalten; er sprang sofort wieder hinab, beugte sich über den Vater und rief ihm ins Ohr: „Du mußt mit einigen Schillingen zu einer neuen Mütze herausrücken, lieber Vater! Die Jägerburschen lachen über

mich; sieh nur, wie dieser Deckel aussteht, den ich trage! Heute ist derselbe zweimal im Dorfgraben gewesen.“

Damit setzte er eine zusammengeknüttelte Mütze auf den Kopf des Pastors. Der lächelte gutmüthig. „Du kommst stets und verlangst Geld, Du Strick. Hast Du die Neuigkeit erfahren, die sich heute hier zugetragen?“ fügte er hinzu.

„Na, eine schöne Neuigkeit, von der die ganze Gemeinde während des letzten Viertelsjahres gesprochen hat. Er ist mit Ane-Malene verlobt worden, die Hopfenstange von Magister, und was dann? Wie viele Jahre werden sie nun einander ansehen, ehe sie Brot und Nahrung bekommen und die Füße unter ihren eigenen Tisch setzen? Weshalb suchst Du kein Pastorat, Jens Karbo? Weshalb zum Kukuk kloppst Du nicht bei dem Kirchenpatron an und sprichst für Deine Sache? Du hast ja das beste Examen gemacht, wie mir der Vater sagte.“

Der Caplan schüttelte den Kopf. „Wenn es damit gethan wäre!“ äußerte er traurig. „Aber, mein lieber Erich, Du kannst mir glauben, dazu gehört mehr. Ich habe mein Gesuch bei dem Kirchenpatron, dem Grafen Holstein auf Lethraborg, schon seit sieben Jahren liegen, ohne daß ich darum weiter gekommen wäre. Der Graf denkt zunächst an seine Bekannten, wie ja auch ganz in der Ordnung ist; erst müssen die Kinder der reichen und vornehmen Männer versorgt werden, und wer bekümmert sich wol um eine geringe und unbekanntere Person? Außerdem taugt ich gar nicht dazu, für mich selbst zu sprechen. Als ich im vergangenen Jahre in der Hauptstadt war und eine Audienz hatte, blieben mir die Worte im Halse stecken. Ja, der liebe Gott verzeihe mir meine Sünde, als ich in diesem Frühling wieder in der Stadt war, wurde ich fast froh, als mich der Latzi mit dem Bescheide abwieß, daß Excellenz heute keine Zeit habe mit theologischen Candidaten zu sprechen.“

Erich hörte kaum die Erklärung des Caplans; er untersuchte in diesem Augenblick das Butterbrot, womit Malene wieder eingetreten war, hob die Wurstscheiben in die Höhe, guckte unter dieselben und schüttelte verdrießlich den Kopf.

„Welche Wurst!“ rief er, „so dünn, daß man die Sonne und den Mond kann hindurchscheinen sehen, und wie schrabbt sie die Butter ab! Vater, Vater! heißt das sein Kind in Gottesfurcht und im Geiste des Herrn erziehen? Sie gönnt keinem Christenmenschen Butter auf das tägliche Brot. Nun geh' hinab und hole mir eine Kanne frisches Bier, denn das Bier, welches hier im Krüge steht, ist schal und voll ertrunkener Fliegen.“

Malene ging. Der Prediger saß vorübergebeugt, mit der Hand hinter dem Ohr und lauschte: „Was erzählst Du denn eigentlich?“ fragte er lächelnd.

„Willst Du es durchaus wissen?“ rief der Sohn, indem er seine Rede zum Gesang übergehen ließ. „Ich habe keine Sohlen unter meinen Stiefeln, das weiß ich, aber Du weißt es nicht. Willst Du mir einen Thaler zu einem Paar neuen geben? Das weißt Du, aber das weiß ich nicht. Das wären also gerade zwei Thaler, den einen zur Mütze, den andern zu den Stiefeln. — Gestern Abend war beim Krugwirth ein Küster, der aus der Hauptstadt kam und gelesen hatte, das Helsing-Pastorat sei vacant; deshalb eilte ich hierher, das solltest Du suchen zu bekommen, Jens Karbo.“

Der Caplan schüttelte wieder den Kopf. „Woran denkst Du, Erich, schon wieder? Solch ein gutes Pastorat darf ich niemals erhoffen. Die Leute hier in der Gegend sprechen ja auch davon, daß Excellenz es dem Sohne des Forstraths, der mit einem Fräulein von Billow verlobt ist, versprochen habe.“

„Hat er denn mehr Ansprüche darauf als Du?“

„Gewiß hat er die! Just kein besseres Examen! aber er ist aus vornehmer Familie und hat hohe Gönner, die sich seiner annehmen. Excellenz Graf Holstein kennt den Forstrath, kommt jeden Herbst während der Jagdzeit zu ihm und würde es gewiß besonders übel aufnehmen, wenn er erzführe, daß ich mir so große Hoffnungen mache, besonders da er bereits die Pfarre für einen Andern bestimmt hat.“

„Ich wünsche dem Grafen den Tod und den Teufel!“ rief Erich und schlug, zur Bekräftigung seiner Worte, lebhaft auf den Tisch. „Laß es denn sein und gehe nicht zu ihm, aber schreibe ein Bittgesuch direct an seine Majestät; aber dreißt und geradezu muß es sein, frei von der Leber muß Du sprechen, das liebt er — keinen Leichenbitterstil. Schreibe: Allergnädigster König und Erbherr von Dänemark und Norwegen, Schleswig und Holstein, Stormarn u. s. w. Ich bin ein armer Keel mit den besten Zeugnissen und schlechten Aussichten, wenn Sie Sich meiner nicht annehmen wollen. Ich kann eine Rede halten, die zu Herzen geht — denn das kannst Du, Jens Karbo, das kannst Du — ich habe nun schon elf Jahre hier draußen auf dem öden Strande zugebracht, weil ich es nicht über das Herz bringen konnte, einen alten halbtoben Mann zu verlassen, der mich sehr schwer entbehren kann, und werde hier hausen bleiben, bis der Rost und die Motten in mich gehen, wenn Euer Majestät nicht die Hand über mich ausstreckt und mir zur Sache verhelfen. — Wenn Du dies geschrieben hast, mußt Du Dich hübsch ankleiden, direct nach Fredensborg gehen und die Majestät selbst sprechen, und das ist nicht so schwer! Trinke einen Schnaps,

Jens Karbo, trinke sogar zwei, erzähle ihm dann, was Du nicht wagtest zu schreiben, und bleibe nicht stecken. Mit dem Kopf in die Höhe und mit den Gedanken heraus. Ich sollte an Deiner Stelle sein! Bevor ich mein Vaterunser heute Abend betete, wäre das Gesuch geschrieben und bevor die Sonne Morgen früh aufgeht, wäre ich in Fredensborg und ließe mich durch den Latzi melden.“

Es wurde dem Caplan immer klarer und lichter, während der Jägerbursche sprach. Die Zungenfertigkeit, womit er Satz an Satz reichte, sein lebhaftes Mienspiel und seine durchdringende Stimme schienen die Zuhörer zu elektrifizieren. Jens Karbo blickte auf seine Braut; sie lächelte und nickte ihm zu. Er schaute hinüber zum Pastor und begegnete einem Gesicht, welches das größte Entzücken ausdrückte.

Erich hatte in der Hitze der Begeisterung nach und nach seine Stimme erhoben und schließlich jeden Satz so laut und lärmend herausgedonnert, daß der alte Mann alles, was er sagte, deutlich aufsaßte. Er war stolz auf seinen Sohn und mußte sich Gewalt anthun, um ihm nicht um den Hals zu fallen.

„Ich glaube wahrlich, daß Erich Recht hat,“ sagte Jens Karbo. „Wie wäre es, wenn ich um das Pastorat nachzusuchen wagte! Ich könnte ja nicht mehr als ein Klein bekommen, und daran bin ich bereits gewöhnt. Aber Helsing ist ein zu großes Pastorat; vielleicht wird die Majestät meinen, daß es zu kühn von mir ist, vielleicht wird auch Excellenz Holstein es mir übel nehmen, wenn es ihm zu Ohren kommt, daß ich so dreißt war, ihn zu umgehen. Was sagst Du, Ane-Malene?“

„Folge Erich's Rath und schreibe Dein Gesuch, mein theuerster Freund.“

„Ich werde wirklich darüber nachdenken. In einigen Tagen, wenn das Pfingstfest vorüber ist.“

„Ja gewiß!“ rief Erich, indem er sich vor den Caplan mit gespreizten Beinen und einer verächtlichen und spöttischen Miene hinstellte. „In einigen Tagen! Das ist die alte Geschichte! Ane-Malene, was bekommst Du doch für einen Mann! Zum Michaelstage, zum Weihnachtstage, wenn alle Andern Dir zuvorgekommen sind. Weshwegen bedenkst Du Dich denn? Schreibe sofort und marschiere morgen früh zum Könige. Kannst Du die Majestät selbst nicht sprechen, dann wende Dich an den Grafen von Moltke, das ist ein Mann, auf den man sich verlassen kann, sagen sie beim Forstrath. Mach Dir den Teufel nichts aus dem Grafen zu Lethraborg — schreibe nur und mache der Sache wirklich ein Ende.“

„Hier ist Papier,“ sagte Ane-Malene, welche die Idee des Bruders mit großem Interesse aufzufassen schien.

„Hier ist Feder und Tinte,“ sagte Erich. „Fort mit Dir und Glück auf die Reise. Ich will Dich nur noch wissen lassen, daß, wenn die Sache glückt, Du mir einen Silberthaler schuldest, weil ich hierher lief, sobald ich erfuhr, daß das Pastorat ledig sei.“

„Den sollst Du haben,“ sagte Jens Karbo und reichte ihm die Hand. „Ich schreibe wirklich mein Gesuch sofort, denn jetzt habe ich mir die Sache überlegt.“

Als Erich einer so großen Bereitwilligkeit seiner ersten Forderung gegenüber begegnete, glaubte er, etwas weiter gehen zu dürfen. „Also einen Thaler für die Botschaft! Dann kannst Du die Idee, sofort das Gesuch zu schreiben, nicht mit weniger als mit zwei Thalern bezahlen. Meinen Rath, zur Majestät zu gehen, sehe ich mit nur einem halben Thaler an, das ist ja billig, Jens. Nicht wahr, sehr billig! Also habe ich alles in allem 4½ Thaler bei Dir zugute.“

Während dieser Besprechung nahm er seine Flinte aus der Sencke, warf sie über die Schulter und verließ das Zimmer.

Jens Karbo saß über den Tisch gebeugt und schrieb mit großem Eifer.

Es ist ein sonderbares Merkmal bei allen schwachen Naturen, daß, wenn sie einmal von einer Idee ergriffen werden, diese sich zu ihrem Herrn macht, sie mit sich fortreißt und sie über die Grenzen der Besinnung und des Maßhaltens hinausstreift.

In diesem Augenblick wollte er Alles und glaubte Alles zu können. Er schrieb seine Bittschrift mit fieberhafter Schnelligkeit, strich aus, lächelte und schrieb wieder. Es beherrschte ihn ein Feuer, eine bis dahin unbekanntere Lebhaftigkeit, so daß seine Augen strahlten.

Ane-Malene saß an seiner Seite, strickte an einem langen wollenen Strumpf und las, was er schrieb, während sie ihren kleinen krausen Kopf an den seinen stützte. Sie lächelte so glücklich. Sie hatte Jens Karbo in seinen schwachen und willenlosen Augenblicken stets geliebt, mußte sie ihn nicht in dieser Neupferung der Kraft und Entschlossenheit doppelt bewundern? Ihr Gedankenkreis war so gering, sie begriff nur das Gute in der Welt, sie, die so wenig vom Bösen gesehen und gehört hatte.

Der alte Pastor schaukelte sich in seinem Strohstuhl, während er die Hände über dem Magen gefaltet hielt und die Daumen um einander drehte.

Draußen rauschte der Wind in den Blättern der Eschen

und verursachte, daß das Talglicht auf dem Tische hin und her flackerte. Am Fenster glitt ein wenig Mondschein vorüber, dem rauhe und finstere Wolken folgten, und in der Ecke des Alkovens schlug der Perpendikel der alten Bornholmer Uhr seine schweren und eintönigen Schläge.

Es war spät geworden. Es kostete Zeit, die Bittschrift zu corrigiren, zu lesen und abzuschreiben, endlich war alles vollbracht; sie konnte nicht besser gedacht werden, erklärte Ane-Malene in voller Ueberzeugung. Sie sagten einander gute Nacht; sie ging mit ihrem mildesten Lächeln und ihrer frohen Hoffnung, er in dem Bewußtsein, daß ein dreister und männlicher Wille heute Abend das Wunderwerk vollbracht habe. Am nächsten Morgen wollte er sich auf den Weg nach Fredensborg begeben und dem Könige seine Bittschrift überreichen.

Als Jens Karbo beim Morgengrauen erwachte, war Ane-Malene bereits draußen in der Küche, um sein Morgenbrot zu bereiten und das Butterbrot zu schneiden, das er mit auf die Reise nehmen sollte. Sie trieb ihn an, sich zu beeilen, und etwas später begab sich der Caplan mit einem dicken Spazierstock in der Hand, im schwarzen Talar und mit entblößtem Halse auf die Wanderschaft. Den Kragen und das weiße Halstuch trug er in einem kleinen Packet, welches er erst öffnen sollte, wenn er vor Fredensborg angekommen wäre. Die alte Hauspostille seines Schwiegervaters hatte er in die Brusttasche gesteckt und die Bittschrift lag wol verwahrt in dem geheimen Versteck des Buches, zwischen dem Einband und den Blättern.

Ane-Malene erhielt die Erlaubniß, ihn ein Stück des Weges zu begleiten. Es war über Beide ein gewisser feierlicher Ernst gekommen. Jens befand sich offenbar nicht mehr unter dem Einfluß der lebhaften Inspiration des gestrigen Tages; er sah blaß aus und seufzte hin und wieder, was eine gewisse Angst anzudeuten schien, aber er schwieg standhaft, um dies nicht zu verrathen und lächelte liebevoll Ane-Malene an, jedesmal wenn sie seinen Arm drückte, den sie mit beiden Händen umfaßt hatte.

Es war noch nicht vollkommen heller Tag, als sie die Helsing-Kirche erreichten. Der Mann, der beim Sonnenaufgang die Glocken läuten sollte, stand vor der Thurmthür, gähnte und streckte sich, während er darauf wartete, daß die Uhr vier schlagen werde.

„Laß uns einen Augenblick hineingehen,“ sagte Jens feierlich, „in einer Stunde, wie diese, ist es gut, sich an den lieben Gott zu wenden. Des Königs Herz in der Hand des Herrn ist eine Quelle, sagt der weise Salomo, er lenkt sie wohin er will.“

Sie traten in die Kirche. Ihre Schritte widerhallten auf dem Steinboden, während sie zum Chor hinaufgingen. Es war feucht und kalt drinnen. Die Sperlinge zwitscherten draußen auf dem Dache. Beide knieten, beide beteten, und ihre Gebete bezogen sich in denselben innigen Hoffnung und demselben Wunsche, aber der Eine hörte nicht, was der Andere sagte.

Malene verbarg ihr Gesicht in beiden Händen, Jens Karbo faltete die seinen um die Postille des Pastors. Als er sich erhob, küßte er das Buch, welches die Bittschrift enthielt und reichte es dann schweigend Malene, die dasselbe that. Dann trennten sie sich.

Sie blieb, mit der Hand die Augen beschützend, stehen und starrte ihm nach, bis er zwischen den Bäumen im Walde verschwunden war. Zweimal trat Jens zurück, um ihr noch ein Lebewohl zuzuwinken. Malene war ihm nie reizender als gerade an diesem Morgen erschienen. Bei ihr verlief stets der Gedanke und die Seele dem Gesicht seine Schönheit. Sie kannte so wenig die krankhafte Uebertreibung, welche die Leidenschaft in unsere Gefühle legt, sie hatte ihre Liebe zu Jens Karbo nur als ein Glück aufgefaßt, das ihr eine geringe und bescheidene Stellung an seiner Seite schenken würde, ein Glück, das ihr gestatte, zu trösten und zu helfen, seine Sorgen und Freuden zu theilen, was sie auch schon gethan hatte, lange bevor sie verlobt worden war. Dagegen war all' das Verauschende, Erregende, womit die Jugend im Nichtsthum und in Träumen die Seele erfüllt, ihr vollständig unbekannt. Sie war eine demüthige, treue und hingebende Natur, die die Fierde eines Heims, das Glück eines Mannes zu werden versprach.

Als Jens Karbo ein Stück in den Wald gekommen war, blieb er stehen, zog dann den Talar ab und wickelte ihn sorgfältig zusammen. Dann zog er auch seine Schuhe ab, besah sie und schüttelte den Kopf.

„Die Sohlen sind dünn und schlecht,“ sagte er bedacht-sam; „ich werde probiren, ob es mit den bloßen Füßen geht, sie werden wenigstens nicht abgenutzt.“

Nach diesem Beschluß steckte er die Schuhe in die Tasche, befestigte den Talar am Ende des Stockes, warf diesen über die Schulter und schritt getrost weiter.

(Schluß folgt.)

Jagdabenteuer.

(S. d. Illustration.)

Sie suchten Hühner nur und Hasen,
Von Waidmannslust das Herz erfüllt,
Da fanden sie, auf grünen Rasen
Gelagert, wech ein reizend Bild!

Zwei junge Damen, hingegossen
Auf Thymian und weiches Moos;
Die süßen Augen fest geschlossen,
So ruhten sie bewegungslos.

Sie schlummeren so sanft, sie fühlten
Nichts von sich nahender Gefahr.
Liebliche Träume nur umspielten,
Zephyre nur das holde Paar.

Die beiden Nimrods, fast erschrocken,
Betrachteten den schönen Fund;
Auf solches Bild mit braunen Locken
War nicht dreifist ihr kluger Hund.

Was thun? Soll man die Schönen wecken?
Nein, das darf nimmermehr gescheh'n.
Aufsahren würden sie mit Schrecken,
Wenn sie die Männer vor sich säh'n.

Sie würden rasch von dannen eilen
Und Jörn erfäße sie vielleicht.
Nur von des kleinsten Gottes Pfeilen
Wird ein so zartes Bild erreicht.

Ihr Schützen, sucht euch and're Beute
Und meidet diesen heil'gen Ort.
Sie thun's, sie sind galante Leute —
Ein Blick noch, und sie schleichen fort.

Doch Eines fast möcht' ich versichern:
Kaum wandten sie ihr Angesicht,
So folgte ihnen leises Kichern.
Ich glaub', die Schönen schließen nicht.

J. Trojan.

Christine Nilsson.

Ueber diese berühmte Sängerin, die sich ebenso durch ihre große Kunst, wie durch zur Schau getragenen Deutschthum auszeichnet, sind so viele, mitunter hyperromantische Erzählungen in Umlauf gebracht worden, daß wir es für gerathen erachten, aus den verschiedenartigen Biographien nur die geschichtlichen Hauptdaten zu geben und diesen das Urtheil eines ganz kompetenten vorurtheilsfreien Kunstrichters anzufügen.

Während das musikalische Conversationslexikon (1877) den 3. August 1849 als den Geburtstag der Nilsson angibt, finden wir in einer Biographie, welche der amerikanische („Harpers“) Bazar am 24. Mai dieses Jahres veröffentlichte, den 26. August 1843 verzeichnet. Wir glauben, die letztere Angabe ist als die richtigere anzunehmen, weil diese Biographie Anekdoten und Einzelheiten aus dem Leben der Diva enthält, wie sie nur mündlicher Mittheilung der Gepriesenen entstammen können, zu welcher auch die über das Geburtsjahr gehören mag.

Christines Vater war ein Förster (nach Anderen nur ein Forsthüter) in der Nähe von Bergö, einem Städtchen von etwa 2000 Einwohnern. Sie war das jüngste von sieben Kindern. Ihr Bruder spielte ein wenig Violine, und sie lernte schon als kleines Kind dieses Instrument spielen und sang dazu. Als sie sieben Jahre alt war, führte der Bruder sie zum Jahrmarkt nach Bergö; dort musisirten die Beiden, zuerst auf der Straße, dann in der Bude eines gutherzigen Krämers und brachten dem Vater einen Haufen Kupfermünzen nach Hause; eine willkommene Gabe für die zahlreiche und arme Familie. Sechs Jahre lang waren die Beiden die immer willkommenen Besucher des Bergöer Jahrmarktes. Dort hörte sie eines Tages der Oberrichter der Provinz Thormerhjelms; die Stimme des dreizehnjährigen Mädchens entzückte ihn. Er erkundigte sich nach ihrem Herkommen und ob sie wol Lust hätte, mit ihm zu gehen und singen zu lernen. Sie zeigte sich bereit; er schrieb sogleich an die Eltern, nahm Christinen in sein Haus und entschädigte erstere für die sehr kleine Summe, welche ihnen das Musirciren der Kinder jährlich eintrug. Dann empfahl er seinen Schützling der Baronin Venhensen, der Tochter eines Dichters und Malerin. Diese nahm ebenso viel Antheil an dem jungen Genie wie der Oberrichter. In seinem Hause verblieb sie ein Jahr und genoß den allerbesten Schul- und Musikunterricht. Dann ward sie, behufs ihrer weiteren Ausbildung, nach Halmstad gesendet; hier lernte sie auch die deutsche Sprache. Ihre Fortschritte in Allem bestimmten die Gönner, sie nach Gothenburg in das Haus des besten Lehrers, des Herrn Koch, zu verpflanzen. Hier ward ihr gründlichster Unterricht zu Theil, nicht bloß in der Musik, sondern auch in Allem, was ein junges Mädchen für das Leben und für häusliche Pflichten zu erlernen hat.

Endlich im Jahre 1858, in ihrem fünfzehnten Jahre, kam sie — immer durch die Anregung und Hilfe ihrer beiden Gönner — nach Stockholm zu dem Componisten, Geigenvirtuosen und Gesangslehrer Bernwald. Dieser erklärte schon im nächsten Jahre, daß sie zu ihrer vollen Ausbildung nach Paris gehen müßte. Er übernahm die Anordnung eines Concertes, das ihr die Mittel hierzu verschaffen sollte, und sein Einfluß, sowie der in der Stadt bereits überall verbreitete Ruf der jungen genialen Künstlerin vermittelte ihr einen in jeder Hinsicht glänzenden Erfolg; der ganze Hof und ein sehr zahlreiches Publicum fanden sich ein und überhäuften die junge Kunstnovize mit Beifall und Geschenken.

Zum letzten Male spielte Christine Nilsson die Geige in einem Concertstück von Bernwald, dann aber sang sie die Arie der Alice aus Robert und ließ gleich erkennen, daß sie zu glänzender Laufbahn als Sängerin „ausgewählt“ war. Ende 1859 kam sie nach Paris und genoß den Unterricht Wartels, des musikalisch gebildetsten Lehrers der Seine-

stadt; er war der erste, der daselbst Schubert'sche Lieder sang, und sein herrlicher Vortrag hat vor vielen Jahren ihm selbst in Deutschland große Erfolge errungen. Fünf Jahre lang hielt er seine Schülerin zu strengen Studien an; erst dann labete er Meyerbeer, Rossini und den Director des theatre lyrique, Carralto, ein, Christine Nilsson bei ihm zu hören. Die beiden großen Componisten erklärten sie für eine Sängerin ersten Ranges und der Director engagirte sie sofort auf drei Jahre als Primadonna. Die Zeitungen verkündigten die Entdeckung eines neuen glänzendsten Sternes, und lange vor ihrem ersten Auftreten ward von der jungen schwedischen Sängerin in allen Gesellschaften gesprochen. Am 27. October 1864 erschien sie im theatre lyrique als „Traviata.“* Der Kaiser Napoleon, die Kaiserin und der ganze Hofstaat waren anwesend, und der Erfolg der Debutantin übertraf alle Erwartungen. Dann sang sie die Königin der Nacht in der Zauberflöte, darauf Martha und andere Rollen mit immer gesteigertem Beifall. Nachdem ihr dreijähriger Contract am theatre lyrique abgelaufen war, erhielt sie sofort eine glänzende Anstellung an der großen Oper. Für sie componirte Ambroise Thomas die Oper „Hamlet“, deren ganzer Schwerpunkt in der Rolle „Ophelia“ liegt und die auch nirgends gefallen hat, wo nicht die Nilsson die genannte Rolle durchführte, ein Beweis, daß nur die großartige Darstellung und nicht der musikalische Werth die Wirkung bestimmte. In den drei Jahren ihres Engagements an der großen Oper sang die Nilsson „Ophelia“ und „Margaretha“ von Gounod je 150 und die „Alice“ in „Robert“ 60 Mal. Im Jahre 1870 unternahm sie eine Concertreise durch Amerika, kam 1871 nach Paris zurück, wo sie zwei Jahre blieb; 1873 und 1874 war sie wieder in Amerika, 1875 in Rußland und Oesterreich, 1876 in Frankreich; von 1876 bis 1881 hat sie nur in Concerten, dann aber wieder in Amerika auf der Bühne gesungen. Die hier angegebenen Jahreszahlen beziehen sich nur auf die „Winter-Saison“; die des Sommers, d. h. von April bis Juli, verbrachte die Künstlerin fast immer in London, wo belamlich während dieser Monate die Hoffeste und die italienischen Opernvorstellungen stattfinden. In der englischen Hauptstadt, im Jahre 1872, feierte sie auch ihre Hochzeit mit einem Franzosen, August Rouzand, nach achtjährigem Brautstande, über welchen im amerikanischen „Bazar“ eine romantische Geschichte erzählt wird. Rouzand war ein junger unbemittelter Börseusensal. Seine Schwester ward von einem alten Fräulein erzogen; Christine Nilsson berief, als sie an dem theatre lyrique angestellt wurde, dieses alte Fräulein als Gesellschafterin und Begleiterin zu sich. Eines Tages besuchte Rouzand die ehemalige Erzieherin seiner Schwester und verliebte sich in Fräulein Nilsson. Auch sie fühlte zum ersten Mal in ihrem Leben, daß ihr Herz einem Manne gegenüber schneller pochte. Aber erst nach zwei Jahren kam es zu einer Erklärung, denn er wagte nicht, ein Wort von seiner Liebe zu sprechen. Doch die Verhältnisse erlaubten noch nicht, an eine Heirath, an die Gründung eines Hausstandes zu denken; wahrscheinlich wollte die Künstlerin erst ein Vermögen erwerben, um in voller Unabhängigkeit leben zu können. Dieses Ziel hatte sie 1872 erreicht und die Verbindung mit dem Geliebten ward in glänzendster Weise gefeiert. Der Bischof Stanley traute sie in der Westminster-Capelle, die Königin und der ganze Hof wohnten der Feierlichkeit bei. Die Ehe war glücklich, aber 1881 verlor Rouzand sein ganzes Vermögen durch eine Finanzkrisis, ward wahnsinnig und starb 1882 im Februar. Es ist jedoch mit Sicherheit anzunehmen, daß der finanzielle Ruin nur den Mann betroffen hat, da man noch jetzt den Schmuck der Frau Nilsson auf 4 bis 5 Millionen Mark schätzt. Er liegt in der Bank von England. Als die Hauptstücke werden angeführt: ein Diamantstern von dem verstorbenen Zar Alexander II.; Brillantorden vom König von Schweden; eine Maßlieb-Blume aus Diamanten von Kaiser Napoleon (Anspielung auf Margarethens „Er liebt mich, liebt mich nicht“) — nebenbei etwa tausend Diamant-Bracelets, Ohrringe und Brochen von den regierenden Herren und Frauen und von der höchsten Aristokratie aller Länder.

Frau Nilsson hat in Deutschland nur auf der Hamburger Bühne gesungen; vielleicht betrachtete sie die freie Reichsstadt als nicht direct zum deutschen Reiche gehörig, im Uebrigen hat sie sich immer als französische Unterthanin und Patriotin bekannt, die sich verpflichtet fühlt, Deutschland zu hassen. In Hamburg hörte sie Professor G. Engel, Gesangslehrer an der Berliner Hochschule für die dramatische Abtheilung und seit fünfundsanzig Jahren Musikberichterstatter an der Bössischen Zeitung, ein anerkannt in alle Fächer der Musik, besonders aber in die Gesangskunst eingeweihter, ganz unparteiischer Richter. Er war eigens nach der Hansestadt gereist, um die berühmte Sängerin, welche „Margarethe“ und „Valentine“ (in den Hugenotten) gab, so zu sagen zu studiren und hat in einem sehr ausführlichen Bericht seine Betrachtungen und Urtheile niedergelegt. Ihnen entnehmen wir die folgenden Hauptpunkte: Christine Nilsson ist eine hochgewachsene Blondine von stolzer, ruhiger Haltung, festem und erstem Gesichtsausdrucke, der aber eines ungemeinen Liebreizes und gewinnender Freundlichkeit fähig ist. Die Stimme ist groß, klar, energisch, aber auch schmelmereich; nicht mehr ganz jungfräulich, nicht mehr ganz sicher in allen Lagen, hier und da zum Tremoliren neigend; auch ist das Forciren der Bruststimme in den hohen Lagen nicht immer von schöner Wirkung. Die Ausbildung der Coloratur (Räuser, Triller und andere Verzierungen) ist nicht gerade vollendet zu nennen; doch in diesem Ausspruche liegt kein Tadel, da die große und volle Stimme, ihrem Charakter nach, mehr zum getragenen und hochdramatischen Gesange, als zum leichteren oder brillanten angewiesen ist. Daß nicht etwa Mangel an Studium und Fleiß der Künstlerin ihre Coloratur weniger entwickelt ließ, beweist die bis in die kleinste Einzelheit ausgearbeitete Charakteristik im Vortrage jeder Rolle. Und hierin zeigt sie sich eben als eine der ersten Größen. Sie beginnt ihr Spiel und den Ausdruck des Gesanges immer mit einer gewissen vornehmen Ruhe und erst im Verlaufe der Handlung wird sie wärmer und wärmer bis zur Leidenschaft-

* Viele Zeitungen rühmen das reine Privatleben der Künstlerin und ihre Frömmigkeit; sie betrete nie die Bühne, ohne vorher um göttliche Hilfe gebeten zu haben. Dem Verfasser dieser Zeilen steht der Privatcharakter der Künstlerin über jedem Zweifel erhaben; daß aber eine junge fromme Künstlerin die Bühne zum ersten Mal als „Traviata“ betreten und hierzu den göttlichen Beistand anrufen konnte — das ist ihm ein Räthsel!

** Die alte Dame wird wol das Ihrige gethan haben, um eine Erklärung herbeizuführen, wenn sie nicht gleich vom Anfang an als unsichtbare Fee die Bekanntheit und Annäherung der Beiden angeregt hat.

lichkeit. Ihre Hauptrollen, Margarethe, Valentine, Ophelia, sind auch ganz geeignet zu solcher Steigerung — und in diesen mag sie einzig sein, weil sie ganz aus ihrer künstlerischen Individualität hervorgehen. Auch das Schwärmerische, Träumerische gelingt ihr ganz vorzüglich. In der letzten Scene des dritten Actes von „Margarethe“, in der sie am Fenster, sich allein wählend, der stillen Nacht ihr Liebesglück erzählt, ist Christine Nilsson unübertrefflich. Eigentlich deutsche Partien (Agathe, Fidelio oder Wagner'sche Frauengestalten) hat die Nilsson unseres Wissens niemals wiedergegeben* — aber wie sie nun einmal ist, muß sie als eine der größten Sängerrinnen der Jetztzeit anerkannt werden.

Nach Nizza.

(Hierzu die Illustration.)

„Wie! ist es möglich? Sie hier, gnädigste Frau; — was, um des Himmelswillen, kann Larenburg mitten im Winter an Reizen für Sie haben, daß Sie um derentwillen das schöne lustige Wien verlassen haben! Und ehe noch der Fasching sein Ende erreicht hat! — Stupend!“
 „Ich genieße hier nur fünf Minuten Aufenthalt“, Baron; dann geht's weiter! Ich habe eine Reise vor, daß Sie's nur wissen, — und Wien, so schön und lustig es auch ist, muß sich für den Rest des Faschings ohne mich zu behelfen suchen!“
 „Aber das ist ja doch gar nicht möglich!“
 „Muß doch versucht werden, so schwer es sein mag!“
 „Ha! wie Sie das wieder sagen! So — so reizend spöttisch und — und — kurz, Sie sind und bleiben unbegreiflich! — Noch vorgestern Nacht, auf dem Balle beim deutschen Boten (wie fabelhaft reizend, beiäufsig gesagt, Ihnen die dunklen Camellien im Haar standen!) — noch vorgestern also sagten Sie kein Wort von Reizen, machten Pläne für die Schlittenfahrt nach Hegenbors und nun — —“
 „Nun? ja sehen Sie, Baron, mein Arzt hat eben ein Nachtwort gesprochen, findet mich erschöpft und bleich — —“
 „Nur blaß wie die edle Perle!“
 „Sehr hübsch! aber der Brummbar faßt die Sache weniger poetisch auf als Sie, Baron, und meint, es sei besser, ich nehme die weißen Camellien aus dem Haar, setze mich in den Schnellzug und eile dahin, wo es keinen Winter und keine Bälle jetzt gebe, die Camellie aber schon unter lachendem blauem Himmel am Strauch blühe.“
 „Um! Und so gehen Sie —?“
 „Nach Nizza — vielleicht! Ich habe ein tendre für die Riviera.“
 „Und so ganz allein?“
 „Eine arme Wittwe muß sich selbst genug sein. Uebrigens habe ich meine Jose im nächsten Wagen und die neuesten Nummern des Bazar und des Journal amusant zur Reiseunterhaltung. Das genügt.“
 „Genügt?! Wie Sie so sprechen können! Sie setzen mich in Verzweiflung, und — foi de gentilhomme! wäre ich nicht im Jagdhabit und völlig unvorbereitet, so — —“
 „So begingen Sie möglicherweise eine Thorheit. No — no! Signore, zum Glück preißt da der Zugführer, und so — à rivedere!“
 Sie schlüpfte in den Wagen, freundlich nickend und steckte die Hände in den kleinen Muff. Der Baron blickt ihr schwankend, rathlos nach. „Eine wahre kleine Hure von Frau! Nicht zu ergründen! Was sie wol wieder vor hat?“
 Die Locomotive zieht an, die Wagenreihe hucht vorüber; die junge Wittve hat sich in eine Ecke gedrückt und blickt träumerisch vor sich hin. Woran denkt sie? — Ihr schwebt ein Bild vor — offenbar! — Ist es das des waidmännischen Barons, der noch fröhlich und verwirrt auf dem Perron steht? O nein! — Aber ein anderes, fernes!

„Ach! über das alte wahre Wort:
 „Wie Schatten flieht die Lieb“, indem man sie verfolgt;
 Sie folgt dem, der sie flieht, und flieht den, der ihr folgt!“
 L. B.

Praktische Mittheilungen für den Haushalt.

Die Wäsche: Schluß.

Hat die Wäsche in angegebener Weise den Reinigungsproceß durchgemacht, so schreitet man zu dem Spülen. Dieses geschieht in reinem klarem Wasser, nachdem die einzelnen Wäschestücke zuvor leicht ausgedrückt worden sind. Hierbei hat man gleichzeitg auf etwaige noch vorhandene Flecke zu achten, für welche nun das erwähnte Fleckwasser in Anwendung kommt. Man schüttet eine kleine Quantität davon in einen tiefen Teller oder einen irdenen Napf, taucht die fleckige Stelle des betreffenden Wäschestückes hinein, reibt sie leicht, um sich zu überzeugen, daß der Fleck schwindet, und wirft dann das Wäschestück in das Spülwasser. Um vor jedem schädlichen Einfluß dieses Reinigungsmittels sich zu sichern, kann man auch nach dem Tränken mit Fleckwasser die Fleckstelle mit leichtem Essigbade versehen und dann im Spülwasser rein auswaschen. Die Wäsche wird unausgerungen so hingelegt, daß das Wasser ablaufen kann. Nun füllt man das Waschfaß mit frischem Wasser, blaut dasselbe, indem man eine Portion Ultramarinblau in den Blaubeutel schüttet und ihn so lange im Wasser hin- und herhewelt, bis dasselbe eine ausreichende Färbung angenommen hat. Zuviel Bläue benimmt der Wäsche die Schönheit; reibort auch der Trockenproceß einen Theil der Bläue, so darf man gleichwol nicht mehr anwenden, als das Dämpfen des gelblichen Wäschetones erfordert. Jedes gut gebläute Wäschestück wird ausgewrungen, durch Ausschlagen wieder aufgelockert und in den mit dem Korbtuch versehenen Waschkorb gelegt. Zum Auswringen kann ich nicht eindringlich genug die Wringmaschine empfehlen. Es gibt kaum etwas Angenehmeres für die Wäsche, als das spiralförmige feste Drehen, selbst die feste Leinwand wird gezerrt, der Kettenfaden, straff durch die Feuchtigkeit, gibt nicht genügend nach, kurzum das Reiben und Plagen der Fäden ist bei dieser Methode unvermeidlich, namentlich bei schon mürber Wäsche. Die Wringmaschine verhütet diese Uebel, denn die glatt zusammengelegten Stücke gehen flach und gerade zwischen den beiden Gummiwalzen hindurch, und die recht gut ausgepreßte Wäsche trocknet in bedeutend kürzerer Zeit.
 Während des Spülens und Bläuens hat man für das Spannen der Leinen zu sorgen, um möglichst wenig Zeit zu verlieren. Alle

* Auch die berühmte deutsche Sängerin Pauline Lucca hat nur italienische und französische Partien gesungen, und nur in neuerer Zeit die „Katharina“ in „Die Verführte“, „Die Verführte“ in ihr Repertoire aufgenommen. Die „Berline“ in Don Juan und die „Frau Fluth“ in den Lustigen Weibern kann man nicht als Hauptpartien einer großen Sängerin betrachten.

Leinen werden mit einem Tuche sauber abgerieben, neue Leinen dagegen werden im Kessel ausgelaugt (dieses geschieht vor Beginn der Wäsche mit Seife und Soda), um die gelben Streifen in der Wäsche zu vermeiden. In größeren Städten ist das Trocknen der Wäsche im Freien sehr erschwert. Wo sich aber Gelegenheit dazu bietet, sollte man den geringen Kostenpunkt nicht scheuen, da sich der Bleichproceß durch das Zusammenwirken von Feuchtigkeit und Sauerstoff zu Gunsten der Wäsche vollzieht. Für das Aufhängen wird große Eigenheit empfohlen; große Gegenstände, wie Laten, Tischtücher legt man zur Hälfte zusammen (der Länge nach) und schlägt sie der Quere nach über die Leine, Handtücher, Servietten werden ungefalt übergeschlagen, die Hemden werden am unteren Rande entlang, Beinkleider am Gurt u. übergehängt und leicht angeklammert. Niemand darf die Wäsche zipfelig aufgehängt und geklammert werden; sie verliert beim Trocknen die Facon, die weber durch Reden noch Rollen wieder ausgeglichen werden kann. Die Wäsche in ihrer ursprünglichen Form zu erhalten, sei ein wichtiges Moment, denn es erleichtert wesentlich das Legen derselben. Noch unterstützt wird dasselbe durch einen gewissen Grad von Feuchtigkeit, den die Wäsche beim Trocknen behalten muß; kann man dieselbe nicht erzielen, so muß die Wäsche vor dem Legen leicht eingesprengt werden.

Das Legen der Wäsche zum Rollen besteht zunächst in dem glatten Ausstreichen der Webekanten und der Säume, dem Reden in der Länge und in der Quere der größeren und kleineren fadengeraden Stücke. Ob dieselben dann 3 oder 4theilig gefaltet werden, richtet sich nach der Breite der Rolle, sowie nach der Breite und Tiefe des Wäschefränktes. Unter allen Umständen muß das Falten ohne Kniffe in den einzelnen Lagen geschehen, die Brüche, die Säume, sowie die Webekanten müssen glatt und gleichmäßig aufeinander (die rechte Seite nach außen) liegen. Bei der Bettwäsche, d. h. den Bezügen, bleibt die linke Seite nach außen gefaltet. Hemden werden erst der Länge, dann der Quere nach gefaltet, wobei die Ärmel innen liegen. Seitennähe, Ärmel und Faltenlagen der Leibwäsche sind gut auszuführen. Bei der Manipulation des Rollens, das den Zweck hat, der Wäsche den schönen atlasartigen Glanz zu verleihen, hat man nun die Aufmerksamkeit dem richtigen, glatten und festen Aufrollen der Wäsche auf die Rollwalzen zuzuwenden. Dazu breitet man auf einen großen sauberen Kolltuch das Kolltuch, legt auf dieses die gleichgeformten Wäschestücke nebeneinander (an den Seiten muß das Kolltuch je etwa 5 Cent. überstehen oder die Breite der Wäsche darf die der Rollwalze nicht überschreiten) und wickelt nun, die Walze auf die Wäsche legend, diese fest und straff um die erjere. Je zwei Walzen werden zu gleicher Zeit unter die Rolle geschoben und gerollt, inzwischens bereitet man die 3. Walze vor, wechselt diese mit der ersten Walze und legt die Wäsche der ersten Walze heraus, diese von Neuem umwickelnd. Hat man eine Portion der gelegten Wäsche gerollt, so wird sie in gleicher Weise nochmals bearbeitet, wobei man sie erstens umwendet und dann in entgegengesetzter Richtung dem Kolltuch auflegt. Sehr breite Rollen erlauben, daß man Servietten, Kopftuchbezüge, Taschentücher ihrer ganzen Größe nach zum Rollen ausbreite, was in diesem Falle nie unterbleiben sollte.

Sogenannte Stärkwäsche, d. h. Kleider, Schürzen, Gardinen, wird niemals gerollt. Da die Methode des Stärkens sehr verschieden ist, kann dieselbe hier nur mit wenigen Worten beachtet werden; jedenfalls thut man gut, Kleider, Schürzen mit gekochter Stärke noch naß, Gardinen, weiße Unterröcke in trockenem Zustande zu stärken. Die gekochte Stärke muß durch einen Stärkebeutel gegossen werden, damit die ungelösten Massen zurückbleiben, dann wird sie nach Erforderniß verdünnt. Oberhemden, Tragen, Manschetten werden nach der allgemein üblichen Methode getrocknet, dann mit roher Reisstärke, einem Zusatz von Borax und Spiritus gestärkt, fest zusammengerollt und geplättet. Gewöhnlich aber wird die Plättwäsche erst, nachdem die Rollwäsche befeuchtet ist, vollendet.

Zum Plätten bedarf man eines mit Fries und mit Chiffon bekleideten Plättbrettes. Eine Art des Plättens kann jedoch hier nicht gelehrt werden, da ein gutes Plätten durch häufiges Zusehen und durch Übung erlernt wird; zum Plätten der roh gestärkten Wäsche gehört eine geschulte Plätterin, noch mehr aber zu der Methode „auf Neu“, die überdies noch eine etwas complicirte Stärke beansprucht. Versuche sollten aber nicht gecheut werden, Nislingen nicht abschrecken: Übung macht den Meister.

Wirthschaftsplaudereien.



Kesselofen mit Circulations-Feuerung. Der hier skizzirte Circulationsofen mit Einflusessel aus Gußeisen dient mannigfachen Zwecken im großen Hauswesen wie in der Landwirtschaft. — Derselbe wird innen sowol mit wie ohne Emaille geliefert und im ersten Falle als Kessel zur Bereitung größerer Quantitäten von Nahrungsmitteln für Leute, sowie als Waschkessel, im letzteren Fall als Heißwasserfessel, zur Bereitung von Wädern, sowie als Viehfutterkessel benützt. Zu diesen Zwecken wird sich der Kessel trefflich bewähren und bietet, abgesehen vom billigeren Herstellungspreise, dem gemauerten Kesselherde gegenüber den Vorzug, daß er weit weniger Raum einnimmt als der andere und auch dadurch, daß man bequem dicht an den Kessel heranzutreten vermag, um das Umrühren oder Herausnehmen der Speisen, Wäschestücke u. s. w. zu besorgen. Der Ofen ist auch bei Weitem leichter zu reinigen und zu bedienen, auch können die Thüren nicht wie bei gemauerten Herden lose werden, wodurch derartige auf dem Lande oft mit Umständen verknüpfte Reparaturen ein für alle mal vermieden sind. Der Brennstoffverbrauch ist ein wesentlich geringerer, als beim gemauerten Herd, denn die Feuerwärme erwärmen nicht nur den Boden des Kessels, sondern sie werden auch um seine Wandungen ein im Innern des Kessels angelegter und daher nicht zu entfernen Ring bewirkt diese Circulation der Gase; soll der innere Ofen vom Außergebragt werden, so nimmt man den Einflusessel heraus; die an denselben angebrachten, aufrecht stehenden Griffe erleichtern dies, wie das Einsetzen des Kessels sehr wesentlich. Der Apparat ist auch auf freier Felde zum Kochen für Arbeitsleute zu benutzen und ein Rohr von ca. 1/2 bis 1 Meter Länge, das auf den Anflus aufgesteckt wird, genügt hierbei für einen tüchtigen Zug im Ofen. Die Kesselöfen werden in 12 Größen von 25 bis zu 300 Liter Inhalt gefertigt und mit Ausnahme von 3 Größen (75, 110 und 150 Liter) auf Wunsch sämmtlich mit Auslaßrohr und starkem messingnenen Krabn geliefert. Die Preise variiren, je der Größe entsprechend, zwischen 36 und 200 Mark, und kostet beispielsweise ein solcher Apparat von ca. 100 Litern Inhalt, innen emaillet, sowie mit Krabn versehen 75 Mark. Das Magazin von E. Cohn, Königl. Postleasant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88, hält diese Kesselöfen mit Circulations-Feuerung in allen Größen vorräthig und versendet auch Preislisten, auf welchen Dimensionen, Gewicht u. s. w. der verschiedenen Herde genau angegeben sind.

Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. September.

Fig. 1. Brauttoilette. Der Rock aus Taffet ist am unteren Rande mit einer in Talfalten geordneten Frisur garnirt und oberhalb derselben auf den Vorder- und Seitenbahnen mit nach Abb. in Reihen ausgeführtem und mit Spitze verziertem Atlas überdeckt; gleicher Atlas ist zu dem schawlartigen Garniturtheil, sowie für die Schleiße verwendet. Die lange, aus glatten Bahnen arrangirte Schleiße und die Taille sind aus Damast hergestelt; letztere ist mit einem satigen Laßtheil und die Taille unterarmeln von Atlas verbunden, mit Spitze und Atlasband verziert und zum Schließen mit Knöpfen und Knopflöchern versehen. Zweige von Ärmlen- und Drängenblättern, sowie ein Schleier aus Seidentüll vervollständigen die Toilette.
 Fig. 2. Gesellschaftstoilette. Der 210 Cent. weite Rock aus Seidentüll ist auf den Vorder- und Seitenbahnen mit 3 je 30 Cent. hohen, in der Weise der Abb. in Falten geordneten Bolants aus damas-velours überdeckt; außerdem wird derselbe durch panierartige Theile, sowie einen reichgefalteten hinteren Garniturtheil aus gleichfarbigem pékin-velours vervollständigt. Letzterer Stoff ist auch für die Taille verwendet, welche man mit einem Laßtheil von Atlas, sowie mit Revers von damas-velours verbunden und zum Schließen mit Ärmlen- und Drängen versehen hat. Den hinteren Garniturtheil ist der am oberen Rande in eine Talfalte geordnete hintere Garniturtheil angeheftet. Schleifen von 3 Cent. breitem Atlasband zieren das Kleid in der Weise der Abb.

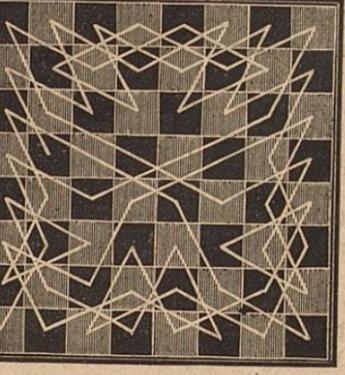
Schach.
 Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 133 Seite 240.
 Schwarz.
 1. D f 7 — b 7.
 1. K e 4 — f 5 oder f 3.
 2. T c 6 — f 6 matt.
 A.
 1.
 1. K e 4 — d 3 oder d 5.
 2. D b 7 — b 1 oder S h 7 — f 6 matt.
 Schach- und Spiel-Correspondenz.
 Herrn J. Pfeiffer.
 In unerer Lösung von Nr. 128 heißt es ja ausdrücklich: A. 1.
 1 T b 2 n. e 2 oder anders; 2 T c 6 n. d 6 oder D Matt, worunter also auch verstanden ist: 1 d 2 — d 4, c 4 n. d 3; 2 D e 2 n. o 4 Matt. — W. Rusch und Hermann v. Ehler. In Nr. 130 wird der Zug 1 T a 5 n. c 5 z. B. durch S d 7 — b 6 wiederlegt, weil dann kein sofortiges Matt erfolgen kann. — Fr. Rosa Pabst. In derselben Aufgabe hat 1 b 3 — b 4 keinen Erfolg, indem Schwarz durch e 4 n. d 3 das Matt hindert. — J. Paulsen. Auch 1 g 3 — g 4 ist unübersührbar wegen K d 4 — e 5; denn auf 2 S g 1 — f 3 folgt K e 5 — f 4. Nr. 129 richtig gelöst. — W. Rusch und E. C. in Carlsdorf. Für Nr. 131 würde 1 S f 2 — h 3 zum Ziele führen, wenn Schwarz nicht d 5 — d 4 antworten könnte. Der Zug d 5 — d 4 wiederlegt diese Lösung. — Richtige Lösungen der Schachaufgaben erhalten von Fr. Emilie Heusinger, Catharina v. G. in Potsdam, Anna Trummer, Antonie v. Königswinter, Herr C. Schneider, L. Seheri, E. v. R. in Prag, Ludwig Bergmann (Nr. 129); F. Riepenhausen, R. v. G. . . . i. U. in Breslau (Nr. 128 u. 129); Paul Kiebing, F. Münchberg, C. v. D. in Stockholm (Nr. 131). — Richtige Lösungen der übrigen Aufgaben, Räthsel, Rebus u. erhalten von Fr. Anna Trummer, Marie Kreuzer, Irma Ditt, Emilie Heusinger, Auguste v. St. in Danzig, Caroline Maber in Wien, Catharina v. B. . . . i in Warchau, Emma Seeburg in Würzburg.

Schach.
 Aufgabe Nr. 135.
 Von E. R. Coof.
 Schwarz.
 1. D f 7 — b 7.
 1. K e 4 — f 5 oder f 3.
 2. T c 6 — f 6 matt.
 A.
 1.
 1. K e 4 — d 3 oder d 5.
 2. D b 7 — b 1 oder S h 7 — f 6 matt.
 Schach- und Spiel-Correspondenz.
 Herrn J. Pfeiffer.
 In unerer Lösung von Nr. 128 heißt es ja ausdrücklich: A. 1.
 1 T b 2 n. e 2 oder anders; 2 T c 6 n. d 6 oder D Matt, worunter also auch verstanden ist: 1 d 2 — d 4, c 4 n. d 3; 2 D e 2 n. o 4 Matt. — W. Rusch und Hermann v. Ehler. In Nr. 130 wird der Zug 1 T a 5 n. c 5 z. B. durch S d 7 — b 6 wiederlegt, weil dann kein sofortiges Matt erfolgen kann. — Fr. Rosa Pabst. In derselben Aufgabe hat 1 b 3 — b 4 keinen Erfolg, indem Schwarz durch e 4 n. d 3 das Matt hindert. — J. Paulsen. Auch 1 g 3 — g 4 ist unübersührbar wegen K d 4 — e 5; denn auf 2 S g 1 — f 3 folgt K e 5 — f 4. Nr. 129 richtig gelöst. — W. Rusch und E. C. in Carlsdorf. Für Nr. 131 würde 1 S f 2 — h 3 zum Ziele führen, wenn Schwarz nicht d 5 — d 4 antworten könnte. Der Zug d 5 — d 4 wiederlegt diese Lösung. — Richtige Lösungen der Schachaufgaben erhalten von Fr. Emilie Heusinger, Catharina v. G. in Potsdam, Anna Trummer, Antonie v. Königswinter, Herr C. Schneider, L. Seheri, E. v. R. in Prag, Ludwig Bergmann (Nr. 129); F. Riepenhausen, R. v. G. . . . i. U. in Breslau (Nr. 128 u. 129); Paul Kiebing, F. Münchberg, C. v. D. in Stockholm (Nr. 131). — Richtige Lösungen der übrigen Aufgaben, Räthsel, Rebus u. erhalten von Fr. Anna Trummer, Marie Kreuzer, Irma Ditt, Emilie Heusinger, Auguste v. St. in Danzig, Caroline Maber in Wien, Catharina v. B. . . . i in Warchau, Emma Seeburg in Würzburg.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 32.

Eine ältere Dame, welche Kostbarkeiten zu sammeln liebte, besaß eine Collection seltener Ringe, deren werthvolle Eigenthümlichkeiten sie einer Freundin schilderte, mit der sie in einem Badeorte zusammentraf. Auf die Frage, wie groß die Zahl der Ringe sei, erwiderte sie: „Es sind im Ganzen weniger als 400. Ich bewahre sie in einem großen Etui auf, in welchem sie sämmtlich in 7 Reihen liegen, und zwar so, daß in jeder Reihe sich gleich viel Ringe befinden. — Lege ich sie jedoch in 2 gleich viel Ringe enthaltende Reihen, so bleibt ein Ring übrig. Ebenso geht es mir, wenn ich sie in 3, 4, 5 oder 6 je gleich viel Ringe enthaltende Reihen vertheilen will. In allen diesen Fällen bleibt stets ein Ring übrig.“
 Wie groß war die Zahl der Ringe?

Auflösung der Räthsel-Aufgabe Seite 256.



Wo still ein Herz in Liebe glüht,
 O rühret, rühret nicht daran,
 Den Gottesfunken löschst nicht aus —
 Fürwahr, es ist nicht wolgethan.
 Wenn's irgend auf dem Erdenrund
 Ein unentweites Plätzchen gibt,
 So ist's ein junges Menschenherz,
 Das fromm zum ersten Male liebt.
 Emanuel Geibel.

Auflösung des Königszugs Seite 256.

Es flüht in dümmiger Stunde
 In weiten Blättern der Wind:
 Das ist eine traurige Kunde
 Von zweien Herzen, mein Kind.
 Sie fanden sich nimmer zusammen,
 Zu leuchten in sel'gem Schein,
 Zwei einsam lodernde Flammen
 Verglühten in Sehnsucht allein.
 Heinrich Heibel.

